

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Herr im Hause.

Preisergählung

von Carl
Weitbrecht.

Wuf dem Kasernenhofe exerzierten Reservisten in kleineren Abteilungen, daneben auch einige Abteilungen von jüngeren Mannschaften. Es war im Frühjahr und es ging schon gegen Abend; an Gesicht und Haltung mancher Mannschaften, auch einzelner Unteroffiziere merkte der ab-

und zu gehende Hauptmann, daß die Leute eigentlich genug hätten, aber er hatte Gründe, noch eine Weile weiterüben zu lassen.

Der Sergeant Müller ließ seine Abteilung von Reservisten Einzelmarsch machen, und seine Laune verschlechterte sich zusehends. Einen ziemlichen Vorrat von Flüchen und bissigen Wäsen hatte er nahezu erschöpft, nur wenn er den Hauptmann in der Nähe wußte, ließ er noch einige Sparsamkeit walten.

„Knie durch! Brust raus! Kinn ran! Und das will Unteroffizier werden! Kreuzhomben und Benedig, Gefreiter Maier! Ist der Mensch gewachsen wie ein gehörnter Siegfried und tockelt auf dem Kasernenhof herum wie so ein Schmachtlappentenor auf dem Theater! Brust raus, Kinn ran! Himmelh — halt, rechtsum, rührt euch! Gefreiter Maier!“

Der Gernsene trat vor, ein stattlicher Mann mit kräftigem dunkelblondem Bart; stramm und mit unbewegter Miene stand er vor dem Vorgesetzten still, aber seine stahlblauen Augen blitzten vor innerer Erregung. Der Sergeant setzte lässig den rechten Fuß vor, neigte den Oberkörper etwas nach vorn und kreuzte die Hände auf dem Rücken; eine Weile sah er sich den Mann schweigend an und wippte mit dem vorgestellten Fuße. Dann begann er ein Fragepiel:

„Sie sind, Gefreiter, nicht wahr? — nicht lachen, sonst regiert Sie das Donnerwetter!“ Dem Gefreiten war's gar nicht zum Lachen und der Sergeant mußte das wohl; aber er hielt es für einen besonders wirksamen Witz, den Leuten das Lachen zu verbieten. „Ja wohl, Herr Sergeant!“ antwortete Maier straff.

„Sie möchten Unteroffizier werden?“ Maier zögerte einen Augenblick. „Nicht lachen, sag' ich! Antwort!“ — „Ja wohl, Herr Sergeant!“

„Wissen Sie, was ein Ideal ist? Aber nicht lachen!“ Maier schwieg. „Ob Sie wissen, was ein Ideal ist, frag' ich!“ — „Nein, Herr Sergeant!“

— „So, Sie wissen nicht, was ein Ideal ist? Das

ist wohl das einzige, was Sie nicht wissen? Antwort, aber nicht lachen!“ — „Nein, Herr Sergeant!“

Dem Gefreiten war's immer weniger zum Lachen; immer noch verzog er keine Miene, aber in seiner Stimme zitterte etwas ganz leicht und in seinen Augen trostete etwas. Der Sergeant schwieg wieder einen Augenblick, dann fragte er weiter: „Was sind Sie in Ihrem Civilverhältnis?“ — „Schlossermeister, Herr Sergeant!“ — „Meister?“ fragte der Sergeant mit verkniffenem Lächeln. „Ja wohl! Herr Sergeant!“ antwortete Maier mit Betonung. — „Und wie alt sind Sie?“ — „Sechszwanzig, Herr Sergeant!“ — „Und Sie wissen noch nicht, was ein Ideal ist? Ich will's Ihnen sagen, Gefreiter Maier: ein Ideal ist, wenn einer etwas möchte, aber nicht kriegt. Also zum Beispiel — na, den Gefreitentknoß haben Sie ja, aber — haben Sie verstanden, was ein Ideal ist? Ob Sie verstanden haben?“ — „Ja wohl, Herr Sergeant!“ — „So, dann antworten Sie: was ist ein Ideal? Antwort, oder —!“ — „Ein Ideal ist —“ würgte Maier heraus und in seinen Augen suchte es gefährlich; er vollendete nicht. — „Natürlich, nicht einmal einen kurzen Satz kann der Gefreite Maier behalten, aber Unteroffizier will er werden! Die Sektion wird's ausweisen, sagt der Herr Stabsarzt! Verstanden?“ — „Ja wohl, Herr Sergeant!“

Wieder eine Pause; dann fragte der Sergeant abermals: „Wie heißen Sie mit dem Vornamen?“ Maier's Atem ging stark, aber er antwortete nicht. „Antwort, oder ich lasse Sie Gewehr pumpen, bis Ihnen — Wie Sie mit dem Vornamen heißen, frag' ich!“ — „Jafon, Herr Sergeant!“ — „Jafon Maier?“ fragte Müller höhnisch. — „Jawohl, Herr Sergeant Müller!“ antwortete Maier gereizt. — „Und welcher Esel hat Ihnen den Namen gegeben?“ — „Kein Esel, sondern mein Vater, Herr Sergeant Kaspar Melchior Balthasar Müller!“ stieß jetzt Maier grimmig heraus, und der Sergeant Kaspar Melchior Balthasar Müller (so hieß er von Rechts wegen) fuhr wütend auf: „Himmelhergotts —“

Er konnte seinen Fluch nicht vollenden, denn hinter ihm erkönte die ruhige Stimme des Hauptmanns: „Gefreiter Maier, Sie haben drei Tage Mittelarrest. Melden Sie sich sofort beim Feldwebel!“ Dem Sergeanten gönnte der Hauptmann keinen Blick; er befahl: „Die Abteilungen wegtreten!“ und rief dann: „Die Unteroffiziere!“

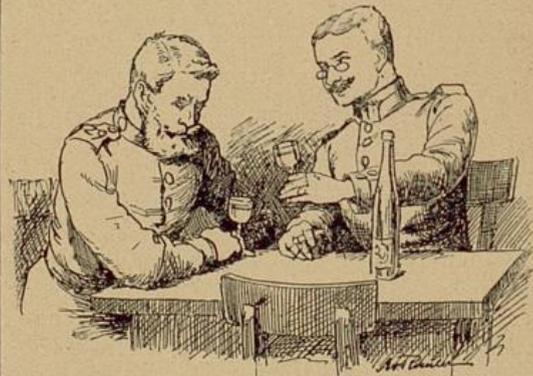
Die Unteroffiziere standen vor dem Hauptmann, vom Vizefeldwebel bis zu dem Reserveunteroffizier Dr. Hahn, der eine Abteilung Rekruten geführt hatte; neben den Hauptmann trat der anwesende Leutnant. Der Hauptmann begann: „Ich habe heute etwas länger üben lassen, weil ich bemerkte, daß die Mannschaften zum großen Teil schlapp waren. Daß die Leute vom gestrigen anstrengenden Dienst etwas matt sind, kann ich begreifen; aber der Soldat muß sich gewöhnen, unter Umständen noch die letzte Kraft herzugeben. Auch die Unteroffiziere waren teilweise zu nachsichtig; wer zum

Beispiel auf den Reserveoffizier dient," — der Doktor der Philosophie Eduard Hahn tat einen leichten Nuck — „der darf sich nicht von der Haltung seiner Abteilung beeinflussen lassen, sondern muß unter allen Umständen Herr der Lage bleiben. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn der Unteroffizier“ — der Hauptmann erhob seine Stimme und sprach in strengem Tone — „einen Mann, der sonst seine Pflicht tut, wegen zeitweiliger ungenügender Leistung mit Fragen und Redensarten quält, die gar nicht zur Sache gehören, vielmehr geeignet sind, des Mannes Ehrgefühl zu verletzen und ihn am Ende zu ungebührlichen Antworten geradewegs zu reizen. Der Vorgesetzte muß unbedingt Herr im Hause bleiben — darum habe ich den Gefreiten Maier in Arrest geschickt, ehe es zu noch Schlimmerem kommen konnte. Ich möchte aber dem Sergeanten Müller dringend geraten haben — ich habe mehr gehört, als er wohl bemerkt hat — dringend möchte ich ihm raten, mich nicht in die Lage zu bringen, daß ich ihn schärfer als mit einem Verweis ansprechen muß. Von solchen sinnlosen Hänseleien bis zur Mannschafschinderei ist nur noch ein Schritt, und wenn's dann am Ende zu Insubordinationen kommt, so hat sie der Vorgesetzte mit zu verantworten. Daß ich Strenge im Dienste will, aber keine Soldatenschinderei in meiner Kompagnie dulde, wissen Sie alle. — Ich danke.“

Die Unteroffiziere waren entlassen und traten weg; der Hauptmann wandte sich an den Leutnant: „Ich bitte Sie, ein besonderes Auge auf den Sergeanten Müller zu haben, Herr Leutnant. — Heißt denn Maier wirklich Jason?“ — „Allerdings, Herr Hauptmann. Sein Vater sei ein sonderbarer Kauz gewesen, sagt der Reserveunteroffizier Hahn, der ein Landsmann von ihm ist.“

Jason Maier hatte seinen Arrest abgegessen, bald wütend, bald brütend und im ganzen mit der Ueberzeugung, daß es nun um seine Beförderung zum Unteroffizier geschehen sei. Das wurmte ihn, denn er besaß allerdings den Ehrgeiz, aus dieser Reserveübung als Unteroffizier herauszukommen; auch hatte er sich bisher immer tabellos geführt und die Wehrpflicht für eine Ehrenpflicht des deutschen Mannes gehalten. Er war in keiner rofigen Stimmung, als er nach einigen Tagen seinen Landsmann, den Unteroffizier der Reserve Dr. Hahn, in einer Wirtschafft traf, in der auch Einjährigfreiwillige und Unteroffiziere verkehrten. Dr. Hahn begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein, einen Schoppen mit ihm zu trinken. Die Rede kam da natürlich auf den Vorgang im Kasernenhof, Hahn ließ merken, daß der Hauptmann auch dem Sergeanten Müller etwas Ordentliches angehängt habe, und das gereichte dem bestraften Maier schon zu einigem Troste. Hahn fragte, was denn der Sergeant Müller eigentlich mit dem Ideal gewollt habe? „Kujonieren hat er mich eben wollen, nichts weiter,“ erwiderte Maier. „Was ein Ideal ist, weiß er ja selber nicht. Ich wüßte's schon, wenn

ich's auch nicht sagen kann. Ich meine, so was müßte jeder rechte Kerl in Deutschland haben.“ „Daß Sie die Fopperei mit Ihrem Vornamen geärgert hat, begreiß' ich schon,“ sagte Hahn; „s ist aber auch ein ungewöhnlicher Vorname. Na, ich kann mir Ihren Vater noch denken, obwohl ich schon ziemlich lange von unserm alten Nest am Neckar weg bin. Er hat wohl hie und da seine Sonderbarkeiten gehabt? Ihre Mutter hab' ich auch noch gut in Erinnerung — eine prächtige, resolute Frau, das Herz auf dem rechten Fleck und auch die Hand immer am rechten Platz! Ich denke heute noch an die gebiegene Ohrfeige, die sie mir einmal verabreicht hat, als ich mit meinen damaligen zehn Jahren mich an euren unreifen Stachelbeeren unnüts machte.“ — „Haben Sie auch den Müller früher schon gekannt?“ fragte Maier. — „Nein, aber Sie sagten mir ja neulich einmal, daß er, ehe er kapitulierte, eine Zeit lang in Ihrer Werkstatt gearbeitet hat und fortgejagt wurde.“ — „Ja, und da möcht' er nun sein Mütchen an mir kühlen! Und ich hab' ihm den Gefallen getan, ich schaf, daß ich mir um seinetwillen Arrest zugezogen habe! Ich war eben an dem Tag ohnedies im Innern fuchswild, eines Briefes wegen, den ich von daheim bekommen hatte.“ — „So, so? Ist denn daheim nicht alles in Ordnung?“ Maier lachte



„So, so? Ist denn daheim nicht alles in Ordnung?“

grimmig: „In Ordnung! Ja, wär' schon recht, wenn ich Herr im Haus wäre! Aber — lachen Sie mich nicht aus, Herr Doktor! — ich bin halt elend unterm Pantoffel!“ — „Sie unterm Pantoffel? Das glaubt der stärkste Mann nicht!“ — „Ja! Das heißt: eigentlich nicht unterm Pantoffel meiner Frau —“ — „Sondern Ihrer Schwiegermutter?“ — „Ja oder nein! Eigentlich ist's eine Tante meiner Frau, und so was ist noch ärger als eine Schwiegermutter! Sehn Sie, ich versteh's schon, daß Sie mir's nicht recht glauben wollen, denn ein Waschlapplapp bin ich gerade auch nicht! Ich stell' schon meinen Mann, im Geschäft und sonst; ich mein', ich hab's auch beim Militär schon bewiesen, daß ich mich zu führen weiß, trotz der dummen Geschichte da neulich! Das ist's grad', warum mir's eigentlich nirgends so wohl

ist wie beim Militär: da tut man ja auch nicht immer leicht und muß manches schlucken, was einem auf der Zunge beißt und im Magen krabbelt; aber da geht's doch immer stramm her, und man weiß, wer Koch und Keller ist, da wird kommandiert und pariert, und was befohlen ist, gilt, und wer nichts zu befehlen hat, der hat 's Maul zu halten, sonst regiert ihn ein siebiges Donnerwetter. Da geht's auf Männerart und hat kein Weibsbild dreinzuschwätzen, und naseweisen Buben sagt man, wo Barthel den Most holt. Und wenn der Dienst vorbei ist und man ist hundstrackeremüde, so streckt man alle viere von sich oder trinkt noch einen Schoppen und braucht sich mit nichts weiter herumzuärgern, wenn man im Dienst stramm gewesen ist; und am andern Tag geht's halt wieder so, und der Mann ist ein Herr, wenn er auch parieren muß, und wo man selbst Vorgesetzter ist, da müssen die andern parieren. Sehen Sie, das ist eigentlich mein Ideal, so soll's sein, wo Männer sind, so sollt's auch in allem Staatswesen und Hauswesen sein — das ist ein Vorbild, und darum schimpf' ich nicht übers Militär wie andere, wenn's da natürlich auch allerhand Unbequem'es gibt. Also, so bin ich, und das ist meine Meinung von solchen Sachen. Und jetzt — was ich eigentlich sagen wollte — sehen Sie, das ist doch zum Teufelholen: da muß es nun grad' mir passieren, daß ich daheim in eigenem Haus nicht Herr sein soll, daß die Weibsleute regieren wollen und Buben dreinschwätzen! Da soll doch gleich — —!

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und trant sein Glas leer. Hahn lachte und sagte: „Ja, aber wie kommt denn das?“ — „Wie's kommt?“ antwortete Maier. „Das wär' eine lange Geschichte, und die Ursach' ist eigentlich mein seliger Vater. Ich will ja nichts gegen den Respekt über ihn sagen, aber er war doch etwas g'späßig, wie man sagt. Er ist seiner Zeit als Bub, wie die meisten älteren Handwerker in unserm Städtchen, noch in die Lateinschule gegangen, die jetzt in eine Realschule verwandelt ist; und daher hat er so allerhand Lateinisches und auch Griechisches im Kopf gehabt, von lateinischen und griechischen Göttern und Göttinnen und Helden und Räubergeschichten, und darum hat er mir, seinem einzigen Buben, auch den Taufnamen Jason gegeben, obwohl der Stadtpfarrer meinte, das sei doch eigentlich kein christlicher Name. Na, ich hab' manches drüber leiden müssen, doch das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber nun hatte mein seliger Vater immer so Ideen — er hat auch immer viel gelesen, zum Teil in alten Scharteten, zum Teil in ganz neuen Schriften und in allerhand Zeitungen — meine Mutter ist nicht immer zufrieden gewesen mit der Leserei und hat gemeint, das Geschäft ertrage das nicht, aber 's ist doch nicht so eigentlich auf Kosten des Geschäfts gegangen — ein bißchen schon, aber in Ordnung und in Ehren ist doch alles in der Hauptsache geblieben. Also, was ich sagen wollte — ja: Bildung oder Aufklärung war meines Vaters drittes Wort, er hat immer so Sprüche ge-

führt, wie zum Beispiel: Bildung macht frei! — oder: das ist von wegen der Volksaufklärung! — oder auch: alle Menschen sind von Natur gut und gleich! — oder: Humanität muß sein! — und dann vom Fortschritt der Kultur und Civilisation in unserm Jahrhundert — und was sonst so Reden waren.“

„Aber das ist doch nichts Schlimmes,“ warf Hahn ein. „Da war der Alte doch jedenfalls kein zurückgebliebener Philister, mit all seinen Lateinschulbrocken.“

„Nein,“ antwortete Maier, „das will ich auch nicht sagen; er ist ein Mann gewesen, der immer mit der Zeit ging. Aber, ich weiß nicht recht, wie ich's gleich sagen soll — es war eben doch so eine Sache damit! Ich habe einmal gehört, wie die Mutter zum Vater sagte: „Ach was, laß mich in Ruh' mit dem ewigen Reden von Kultur und Humanität — was versteh' ich davon und was tu' ich damit? Könnst' auch 'mal etwas mehr von Zucht und Ordnung reden, und wenn du dem Jason oder dem Lehrbuben einmal eine ordentliche Ohrfeige stecken würdest, käm' vielleicht mehr heraus als mit Kultur und Humanität.“ Der Vater brummte etwas wie, daß Zucht und Ordnung sich von selber verstehen und daß man auch ohne Prügel erziehen könne; aber es klang etwas kleinlaut. Und allerdings — daß es an Zucht und Ordnung in meinem Elternhaus gefehlt hätte, will ich nicht sagen — behüt' mich Gott davor! Aber daß mich mein Vater jemals hart angefaßt hätte, könnt' ich auch nicht sagen; und vor den Ohrfeigen, die mir die Mutter hie und da im stillen steckte, hab' ich jedenfalls mehr Respekt gehabt als vor den schönen Reden des Vaters. Viel Gehorjam hab' ich auch nicht gelernt, und das bißchen, was ich davon gelernt habe, hat mir jedenfalls die Mutter beigebracht. Und mit den Gesellen und Lehrbuben war's nicht viel anders: sie waren alle ganz gern im Hause und haben auch das Nötigste geschafft, namentlich, wenn mein Vater selbst mit an der Arbeit war; aber sie konnten's im ganzen doch treiben, wie sie wollten, und sie machten sich oft mausig, daß es nicht gerade mehr schön war. Wenn die Lehrbuben faul herumlatzten, so nahm sie mein Vater nicht etwa an den Ohren wie andere Meister, sondern er hielt ihnen eine Predigt über das, was er den Kulturwert der Arbeit nannte, und daß man sich beizeiten aufklären und die richtigen Einsichten verschaffen müsse, dann werde man auch richtig handeln. Da sperren die Schlingel Maul und Nase auf oder grinsen vergnügt und taten natürlich erst recht nichts, so lange der Alte predigte, und nachher nicht viel mehr. Oder wenn die Gesellen blauen Montag machten und die Mutter sich drüber ärgerte, so brummte der Vater: „Jugend hat kein Tugend“ und arbeitete an dem Tage selber für drei, oder er setzte der Mutter auseinander, daß alle Menschen von Natur gleich seien und daß man deswegen auch seinen Untergebenen ihre Rechte und Freiheiten, die ihnen die Natur gegeben habe, nicht mehr einschränken dürfe, als durchaus nötig

sei. Wenn dann etwa so ein Geselle, weil er die Art meines Vaters kannte, auch mitten unter die Arbeit hinein eine Unterhaltung mit dem Meister anknüpfte über das, was der Vater Zeitfragen nannte, über Arbeitgeber und Arbeitnehmer, über Kapital und Lohngesetz und Produktion und Nachfrage und Gott weiß, was alles — so war der Alte schnell drangekriegt, daß er sich auf die Unterhaltung einließ, und dann ging's wohl einmal eine Stunde



— so war der Alte schnell drangekriegt, daß er sich auf die Unterhaltung einließ.

lang nicht gar handig mit der Arbeit. Es kam auch vor, daß so ein Geselle frech wurde und meinem Vater Dinge sagte, die sich ein anderer Meister verbeten hätte — er aber ließ sich auf einen Diskurs ein und suchte dem Gesellen klar zu machen, daß und wiewein er unrecht habe. So einer war der Kaspar Melchior Balthasar Müller — Herrgott, hat der Kerl sich aufgeführt, daß meine Mutter oft schier Krämpfe kriegte vor Zorn! Aber er wußte meinen Vater immer wieder herumzubringen mit seinen gedrechselten Redensarten — und daß ich ihn dann später, als mein Vater tot war und ich das Hest in die Hand bekam, bei der nächsten Unverschämtheit fortgejagt habe, das ist's ja, warum er mich jetzt, da er mich als Sergeant unter der Fuchtel hat, kuzoniert, wo er kann. Na, das wissen Sie ja!

„Aber also, das Hest haben Sie doch in die Hand gekriegt?“ fragte Hahn.

„Wie man's nimmt! Ja, Meister bin ich schon geworden und habe ja meines Vaters Geschäft. Aber — sehn Sie, ich habe bei meinem Vater gelernt und habe als Geselle bei ihm gearbeitet, und daß mein Vater sein Handwerk verstand, ist keine Frage. Und weil ich das Zeug zum Schlosserhandwerk vom Alten geerbt habe und deswegen auch Freude drau hatte, so ging's ja, und ich bin schon ein rechter Schlosser geworden. Vielleicht hätt' ich noch mehr gelernt, wenn ich auch ordentlich hinausgekommen wäre und eine strengere Zucht verspürt

hätte — aber wie gesagt: es tut sich; mit dem Geschäft tut sich's. Dagegen — sehen Sie, das ist's nun grad: es ist doch halt etwas an mir hängen geblieben von meines Vaters Art und von seinen Sprüchen — wie soll's auch einem jungen Selbstschnebel nicht behagen, wenn man ihn so mit Samthandschuhen anregt und ihm so viel schöne Sachen von Freiheit und Menschenrechten vorragt und von Kultur und Humanität! Aber auf die Dauer geht's halt mit dem allein nicht. Wär' ich kein gutartiger Bub gewesen und hätt' ich meine Mutter nicht gehabt — ich glaub', ich hätt' auch einen rechten Nichtnutz geben können. Und überdem — man sagt, wer nicht gehorchen lerne, der lerne auch nicht befehlen; und das ist wahr, und dort liegt der Has im Pfeffer. Herrgott, hab' ich Augen gemacht, wie ich das erste Mal zum Militär kam! Da blies der Wind auf einmal aus einem andern Loch, als ich's gewohnt war! Mich wundert's heut noch, daß ich damals nicht von einem Arrest in den andern geflogen bin! Aber Sie wissen ja selber, wie's ist: man zieht halt beim Militär unwillkürlich das Kreuz an, und wenn man meint, es müsse einen grad' voneinander reißen. Und dann wird man's gewöhnt und kriegt Disziplin in den Leib — und mit der Zeit hat mir's, wie gesagt, ganz gut gefallen, und ich hab' mich auch gut geführt, hab' die Schützenschnur bekommen und bin Gefreiter geworden. Und wie ich meine zwei Jahre abgedient hatte und heimkam, da hatt' ich gehorchen gelernt, und glaubte, ich könne auch befehlen. Ja, wenn ich einmal als Gefreiter Unteroffizierdienst tat und eine Abteilung führte, da konnt' ich's; aber daheim, da gab's nichts zu befehlen, und mit der Zeit kam ich wieder in das gewohnte lummelige Wesen und Geseheitreden hinein und meinte fast, das müsse so sein. Aber auf einmal starb mein Vater an einem Schlag und ein Vierteljahr später auch meine Mutter an einer hitzigen Krankheit. Da stand ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren und alles hing jetzt an mir; ich mußte das Geschäft übernehmen und Fuchs und Has sein und Meister heißen. Nun, ich glaubte, ich könn's ja, und ich hab's auch soweit gekonnt und fertiggebracht; aber wenn ich meinte, mit dem Befehlen und Regieren sei es so einfach, so hatte ich die Rechnung ohne den Wirt und erst recht ohne die Tante Babette gemacht.“

„Die Tante Babette? Das wäre also — —“

„Ja, das muß ich Ihnen erst erzählen! Ich hab' mich ja bald darauf verheiratet, und die Tante Babette, das ist die Tante meiner Frau.“

„Also hoffentlich eine Erbtante?“

„Ja, das schon, aber mit Fußangeln und Selbstschüssen! Nämlich, das kam so: so ganz glatt war's im Geschäft doch nicht immer gegangen bei Lebzeiten meines Vaters, und einmal hatte er in einer Geldklemme unser Haus verkauft, und zwar in aller Stille. Es war schon während meiner Militärzeit geschehen, aber erst nach des Vaters Tod erfuhr ich davon. Die Käuferin war die Frau Babette Schwitz-

gäbele, Witwe; ihr Mann war — das wissen Sie ja vielleicht auch noch — Speereihändler und Stadtrat gewesen, er soll zwar auf dem Rathhaus nicht viel und im eigenen Haus gar nichts gegolten haben, aber Geld hat er gehabt und sein Lädlein war eine heimliche Schmalzgrube oder Goldgrube. Nach seinem Tode hat die Witwe das Lädlein noch eine Zeit lang weitergeführt, sie wurde aber zusehends fetter in ihrer Schmalzgrube, und das muß ihr zu viel Molestes gemacht haben, kurz sie verkaufte Haus und Laden zu schönem Preis und zog zur Miete in unsern oberen Stock. Als nun mein Vater damals in Geldverlegenheit war, wollte er Geld bei ihr aufnehmen, sie aber wollte nicht recht dran und am Ende kaufte sie ihm in der Stille das Haus ab, und nun waren wir bei ihr zur Miete. Sie hat einen einzigen Sohn — damals studierte er und war selten zu Haus — und daneben hatte sie eine arme Schwesertochter bei sich, nicht gerade förmlich an Kindes Statt, aber es war so was und — alles was wahr ist: im Grund ist die Tante Babette eine gutmütige Person, und die Emma hat's immer gut bei ihr gehabt, meine selige Mutter meinte, fast zu gut. Na, ein bißchen verzogen hat sie das Mädchen schon, trotz der Büsse, die sie ihr bei Gelegenheit gab, wenn sie gerade hitzig wurde, denn das wechselt bei ihr wie Aprilwetter; sie kann einen Wutzorn kriegen und dann wieder verlaufen wie Butter und Schmalz. Und wie die Mädchen sind, die kommen mit dem Aprilwetter schon zurecht, weil sie von Natur selber was davon haben — aber ich will meine Frau nicht tadeln und auch nicht herausloben, und was die Hauptsache ist: wir haben uns immer gern gehabt. Ich habe die kleine, schwarzaugete Emma mit den krauslichen Haaren schon gern gesehen, wie sie noch kurze Röcklein trug, später spürte ich, daß sie mir auch gut war, und um die Zeit, da ich vom Militär zurück war, wurde es richtig zwischen uns. Meine Mutter hat was gemerkt und einmal zu mir gesagt: »Jason,« sagte sie, »ich merk' schon, daß du um die Emma droben herumgehst. Ich hätte gegen die Emma nichts, aber ich zweifle, ob du sie kriegst; und wenn du sie kriegtest, weiß ich nicht, ob's dein Glück wär'.« Als ich fragte, warum nicht? — wollte sie nicht mit der Sprache heraus und warf endlich so hin: »weil du mit der Frau Schwißgäbele nicht Herr würdest.« Ich lachte und dachte: was geht mich die Frau Schwißgäbele an, wenn ich nur einmal die Emma habe! Aber es kam anders, als meine Mutter dachte, und anders, als ich dachte. Als meine beiden Eltern tot waren und ich allein und Meister war, da meinte ich, jetzt müsse es doch einmal Ernst werden, ich nahm eines Tages mein Herz in beide Hände und hielt um die Emma bei ihrer Tante an. Auf einen Korb war ich gefaßt, aber zu meiner Verwunderung bekam ich nicht nur keinen, sondern die Tante Babette tat gar nicht verwundert über meinen Antrag, sie sagte, sie habe das schon lange kommen sehen — und sie habe immer viel auf mich gehalten und auf meine seligen

Eltern auch — und es sei eben gar so herzlich, wenn zwei, die sich gern haben, sich auch beizeiten kriegen — und Ehen werden ja im Himmel geschlossen und da könne eine alleinstehende Witfrau nicht gegen unsern Herrgott aufkommen — und kurzum, weil's eben habe so kommen müssen und offensichtlich Gottes Wille so sei, so könne sie nichts tun, als ihren Segen dazu geben, da sie ja doch Mutterstelle an der Emma vertrete, und ich solle also sozusagen ihr Schwiegersohn sein — und so weiter! Sie war an dem Tage ganz von Butter und Schmalz, und eh' ich mich's versah, hatte ich von der gerührten Frau Schwißgäbele einen Schmatz, noch ehe ich den Brautkuß von der Emma hatte in Empfang nehmen können. Nun ja, ich ließ mir's gefallen, obwohl mir das schwiegermütterliche Getue nicht gerade besonders einleuchten wollte, — ich war ja nun soweit, als ich wollte, und — alles, was wahr ist: gern hat mich die Tante Babette auf ihre Art gehabt und eigentlich immer noch. Und sie hat sich auch mit dem Heiratsgut nicht schlecht gehalten; meine Frau bekam so und so viel tausend Mark mit und dazu das ganze Haus. Der Vetter Julius, der dazumal auf irgend einer Hochschule tat, als ob er studiere, schrieb zwar einen ärgerlichen Brief und kam nicht zur Hochzeit, aber die Tante Babette erklärte in einem kleinen Zornanfall, das gehe ihren Herrn Sohn gar nichts an, es bleibe ihm noch genug Geld zum Verklopfen übrig, und das Haus brauche er ja einmal doch nicht. Und so wäre ja alles schön in Ordnung gewesen: ich hatte meine Emma und wir waren glücklich und in guten Verhältnissen, mein Elternhaus gehörte mir und auch das Geschäft ging dazumal gerade besonders gut. Aber bald stellte sich heraus, daß wir doch ein Kuckucksei im Nest hatten, und aus dem Ei schlüpfte mit der Zeit der pazigste Kuckuck von der Welt. Die herzengute liebe Tante hatte nämlich, als sie uns das Haus übergab, sich ausbedungen, daß sie in der Wohnung im oberen Stock bleiben dürfe bis an ihr seliges Ende oder mindestens, so lange, als ihr's passe — als Mieterin um anständigen Zins, aber unkündbar. Ich hatte in meinem Glück nichts Arges dabei gefunden und hatte die Bedingung ohne Widerspruch angenommen, aber es dauerte nicht lange, so reute mich's, mehr als ich Haar auf dem Kopf hatte, und ich habe doch einen ordentlichen Busch! Daß ich's kurz sage — 's wär' nicht zum Fertigwerden, wenn ich alles erzählen wollte: wer Herr im Haus wurde, das war weder ich noch etwa meine Frau, sondern die Tante Babette — oder, daß ich's recht sage: die Tante Babette und sozusagen meine Frau! Denn die dicke Tante regiert niemals allein und nicht mit Gewalt, sondern immer ganz sachte durch ihren Minister, und das ist meine Frau. Als Schwiegersohn hat sie mich zwar seit dem Verlobungstag nicht mehr angeredet, und als ich sie einmal in der ersten Zeit im Spaß Frau Schwiegermutter nannte, hat sie sich das ein für allemal und ernstlich verbeten; aber darauf hält sie streng, daß meine Frau

sie als Mutter anredet und als Mutter respektiert, und meine Frau war's gewohnt so und fand es in Ordnung so. Und da wurde nun von Anfang an Mutterles getan vorn und Mutterles hinten: immer sollte die Frau im oberen Stock stecken und nach ihrer armen einsamen Mutter sehen, alle Augenblicke kam die gute Mutter herunter, um nach ihrem lieben herzigen Kind zu sehen und der jungen Frau die nötigen Ratschläge für Hausstand und Ehe zu erteilen — das heißt mit anderen Worten: die Tante Babette steckte ihre Nase in alles, was sie nichts anging, aber immer butterweich, immer lieb und fürsorglich, wenigstens so lang sie mich um den Weg wußte, oder dachte, ich könnt's erfahren. Ging's aber trotzdem einmal nicht nach ihrem Willen, dann zog sie entweder den Tränenzapfen und rechnete meiner Frau vor, wie viel sie ihr von klein auf Dank schuldig sei, oder sie bekam auch einmal wieder einen von ihren Wutanfällen und pugte die liebe Tochter Emma herunter wie einen Wischlumpen, so daß die am Ende heulte und sterbensunglücklich war. Was es eigentlich gegeben hatte, durfte ich dann um keinen Preis erfahren, aber meine Frau lag mir dann mit Bitten und Schmolten und allen Weiberkünsten so lang in den Ohren, bis ich um ihretwillen und um des lieben Friedens willen nachgab und die Tante ihren Willen hatte. Das alles aber kam nicht auf einmal hageldick über mich, sondern ganz langsam und allgemach wie ein sanfter, aber dauerhafter Landregen — du lieber Gott, einen neugebackenen Ehemann kann man zu allerhand bringen, wenn er seine Frau gern hat und im Frieden mit ihr leben möchte. Denn natürlich, so wie beim Militär, kann man doch im Ehestand nicht gleich auftreten! Und schlau, wie die Weibsleute sind, wußten sie's immer so einzurichten, daß immer meine Frau die Gekränkte war und nicht die Tante, wenn ich doch einmal ungemütlich wurde; oder es war alles schon so eingefädelt und angebändelt, wenn ich von der Sache erfuhr, daß ich nicht viel mehr machen konnte, ohne recht ungut oder gar grob zu werden — und wenn ich's doch einmal wurde, weil mir die Geduld ausging, dann wußte man die Sache herrlich so zu drehen und zu wenden, daß ich der Wüterich und Haustyrann sein mußte und endlich froh sein durfte, wenn die mißhandelte, gekränkte Gattin wieder gut war. O je, o je — mit der Zeit wurde es manchmal die reine Hölle, und daß des Teufels Großmutter im oberen Stock wohnte, das wußte ich wohl, aber ich durft's nicht sagen und konnt's auch nicht beweisen, das heißt nicht so beweisen, daß es ein Weib zugegeben hätte. Das Ärgste aber war, daß die Alte da droben sich nach und nach auch in Geschäftssachen mischte und da mit derselben niederträchtigen Art hineinzuregieren suchte wie in Haus- und Ehefachen. Das ging natürlich etwas schwerer, weil ich mir da von Anfang an eher ausbitten konnte, daß das meine Sachen seien, aber so eine Tante Schwitzgäbele bringt am Ende alles fertig: sie verhekte mir im stillen die Gefellen und Lehrlinge,

auch nicht mit Schimpfen und Lästern, sondern mit einer verfluchten Wohldienerei und Klugschwätzerei hinter meinem Rücken und immer so, daß alles zuletzt an meiner Frau hängen blieb, daß diese die Erlaubnis zu dem und die Anweisung zu jenem gegeben haben sollte — und wenn ich dann dahinterkam und dreinfahren wollte, so hatte ich nur die Wahl, entweder meine Frau vor den Leuten zu blamieren oder es gehen zu lassen, wie's die Tante Babette wollte. Nahm ich einmal einen faulen oder dummen Lehrbuben unjanst beim Fell, so durfte ich sicher sein, daß der Strick sich bei der Regierung im oberen Stock beklagte und daß ich dann von dem hohen Ministerium wie ein Texquäter behandelt wurde. Wollten's die Gefellen nicht nach meinem Kopf, sondern nach dem ihrigen machen und ich wollte ihnen den Meister zeigen, so legten sich gewiß auf irgend eine Weise die Weibervölker drein; wollte ich gar einem kündigen, weil er mir nicht pavierte, so gab's Aufregung und Aufruhr mit Hilfe der Weiber, und man stellte mir Himmel und Hölle vor, wie unentbehrlich der sei und wie gefällig und freundlich der andere. Und 's ist wahr, ich hatte fast immer ganz brauchbare Arbeiter — in der Weise hatte ich auch Glück, von außen angesehen — aber die liebe, gute, herzige, biedere, dicke Tante hatte mir bald einen jeden verhätschelt und verpöppelt, und zwar mit Hilfe meiner Frau, so daß eben keine rechte Disziplin zu halten war. Sogar als ich den Kapar Melchior Balthasar Müller aus dem Haus geschafft hatte, gab's nachher einen bösen Tag. Und wenn die Herren Gefellen dann mit den Redensarten kamen von Freiheit und Gleichheit und Arbeiterrecht und Gesellschaftsordnung — so, wie's mein Vater seiner Zeit mit angehört hatte — so half's nichts, daß ich mich gar nicht darauf einließ und mir das Gerede in der Werkstatt verbat: die Alte war im stande, sie setzte sich am Feierabend in die Werkstatt und schwatze mit den Leuten und gab ihnen in allem Recht und rief gar noch meine Frau herein, daß die auch noch etwas von dem Larifari mit anhören mußte. Kurz, zum Schein war zwar alles ein Glück und eine Herrlichkeit im Haus, und im Geschäft gab's gerade keinen Schaden, es ging sogar bei den günstigen Zeiten alles ganz glatt voran — aber genau besehen und im stillen war der Teufel los und im ganzen ging's zu wie zu meines Vaters Zeit — und ich kam nicht dagegen auf, und wenn ich manchmal vor Wut platzte wollte.“

„Haben Sie noch keine Kinder?“ fragte Hahn dazwischen.

„Doch! Nach Jahresfrist kam eins, ein prächtiger Bub'. Und eine Zeit lang sah's aus, als ob das Mutterlein meine Frau von all den Dummheiten abziehen könnte. Aber natürlich gab das Wochenbett und die Kinderpflege der Tante auch wieder Anlaß genug, sich mit ihrem butterigen Wichtig-tun noch breiter zu machen, und im ganzen ist's nicht viel besser geworden. Herr Gott, wie wird's

werden, wenn der Bub' einmal die ersten Schläge braucht! — Damals wurde ich dann auch zu meiner ersten Reserverübung einberufen und ich hab' ordentlich aufgeschauert, wie ich wieder des Königs Rock anhatte und das erste stramme Kommando hörte. Aber wie ich von der Übung heimkam, fand ich erst vollends eine nette Bescherung. Der Better Julius war unterdessen heimgekommen — nach seiner Meinung als ein stolzer Herr, nach meiner Meinung als ein bloßer Lump.“ — „Der Julius Schwitzgäbele?“ fragte Doktor Hahn. „Ich glaube, den kenn' ich. Hat er nicht einen dünnen Schnurrbart, dem man die Bartbinde ansieht — die paar Härlein stechen nach den Augen hinauf wie Schneidernadeln — und einen gehörigen Durchzieher?“ — „Was ist das, ein Durchzieher?“ — „Nun ein Schmiß auf dem linken Backen von einer Meusur —“ — „Ja so, ja, jetzt versteh' ich!“ — „Er läuft vom linken Ohr bis übers Maul und ist schlecht geheilt.“ — „Stimmt!“ — „Den hat er von mir. Er hat, glaub' ich, zuerst an einer technischen Hochschule, dann ein Semester auf derselben Universität mit mir und dann wieder an der technischen Hochschule sich ungetrieben, war ein frecher dummer Pomadehengst, sonst nichts, und hat auch mich einmal in seiner lausbubenhaften Weise angerempelt, so daß ich ihm die Ehre antun mußte, mich mit ihm zu schlagen alles, nur gründlich abzuführen. Was weiter mit ihm geworden ist, weiß ich nicht, und was er eigentlich studiert hat, weiß kein Mensch.“

„Maschinenbau hab' er studiert, sagt er selber,“ juhr Maier mit einigem Grimm fort, „aber ein Examen hat er nicht gemacht, der Tropf. Seiner Mutter hatte er natürlich immer allerhand weiß zu machen gewußt und am Geld hat sie's ihm nie fehlen lassen. Wie er jetzt endlich anrückte — ohne Examen und es muß auch sonst noch was dabei gewesen sein, wie wenn man ihn von der Hochschule weggeschickt hätte — ganz klaren Wein hat man mir nie darüber eingesehenkt — da bekam die Tante Babette zuerst ihren Wutszorn, hieß ihr Früchtlein alles, nur keinen Prälaten, und tat, als ob sie ihn zum Haus hinausjagen und enterben wolle. Aber das dauerte nur ein paar Tage, und bald hatte der Fuchschwänzer sich wieder als liebes Kind eingeschwatzt und all sein Lumpenleben so hingestellt, wie wenn er der fleißigste, solideste Student gewesen wäre, zwar allerdings einiges Unglück mit dem Examen gehabt hätte, aber jedenfalls ungeheuer viel verstehe und nur Geld brauche, um sich an die verschiedensten Unternehmungen machen zu können. Der Halunke kann, wenn er will, auch recht fein tun und den Weibsleuten den Hof machen — auch bei meiner Frau hat er sich eingenistet, so daß diese glaubt, er sei nicht halb so schlimm und man müsse ihn nur richtig behandeln und lieb und freundlich gegen ihn sein, so werde schon alles vollends recht werden, was etwa noch nicht ganz in der Ordnung bei ihm sei. Und kurz, es dauerte nicht lange, so war's zwischen ihm und den Weibern beschlossene

Sache, der Herr Maschinenbauer Julius Schwitzgäbele müsse mit einem ordentlichen Kapital in mein Geschäft eintreten, das Geschäft müsse erweitert und auf einen höheren Fuß gebracht werden, man müsse eine maschinentechnische Werkstätte nach der neuesten Art aus meiner ehrlichen Schlosserwerkstatt machen, und was so dummes Zeug war. Gegen mich rückte man natürlich nur ganz sachte und langsam mit der Dummheit heraus, ich lachte zuerst und fühlte dem Julius ein bißchen auf den Zahn — man brauchte kein studierter Maschinenbauer, nur ein tüchtiger Schlossermeister zu sein, um bald zu merken, daß der Kerl aber auch nicht einen Dreck verstand. Am End', wie's ernsthafter mit der Sache werden sollte, hab' ich ihm das ins Gesicht gesagt und rundweg erklärt, daß ich mich auf solchen Blödsinn niemals einlassen werde und keine Lust habe, mir mein solides Geschäft durch Windbeutelereien ruinieren zu lassen. Der Julius tat, wie wenn ihn das gar nicht beleidigen könne, den vornehmen Herrn; aber nun ging wieder das Getu und Getriebe los wie allemal, wenn die Tante Babette etwas durchsetzen will — heiliger Gott, ich mag nicht viel davon reden, aber seither sind alle Teufel los! Nachgegeben hab' ich diesmal nicht, und 's wär' auch unterm Luder gewesen, wenn ich's getan hätt' — aber was ich seither hab' ausstehen müssen, das ist nicht an den Himmel zu malen, und hergegangen ist's oft in unserm Haus wie im Türkenkrieg. In der Wut und Verzweiflung bin ich jetzt oft grob geworden, hab' der Tante und ihrem Lämplein ein paarmal alle Schande gesagt; aber da können Sie sich denken, was ich dann mit meiner Frau auszubaden hatte! Der Julius aber meinte ganz freundlich, er könne warten, bis ich gescheit werde; inzwischen fing er an, den großen Herrn im Städtchen zu spielen, das Geld warf er nur so hinaus, bei den Weibsleuten aller Art machte er den Schwerenöter, und sogar mit meiner Frau zettelte er so ein Gebändel an — wissen Sie, ich hab' wenig Anlage zur Eifersucht, und ich weiß trotz all der andern Dummheiten, daß ich mich in dem Punkt auf meine Frau verlassen kann; aber wütig und grätig kann's einen doch machen, wenn man zusehen muß, wie so ein tröpfiger Sakermenter, den man nicht schmecken kann, einem um die Frau herumtscharwenzelt und mit ihr tuschelt und muschelt und einem immer etwas hinter dem Rücken treibt. Und die Tante Babette natürlich stand allem Unfug zu Gevatter. Aber was zu viel ist, ist zu viel! Auf die Länge hält so was keiner aus, der nicht ein ganzer Schafsammler ist. Eines Tags ist mir doch der Schwindel zu dumm geworden und ich hab' mir gesagt: machst ein End', so oder so! So lang die Tante Babette im Haus ist, wird's nicht anders, wird's nur immer schlimmer — also muß die hinaus, mitsamt ihrem Früchtlein! Aber zum Donnerwetter, kündigen darf ich ihr nicht, sie hat's ja schriftlich, daß sie bis an ihr seligs Ende bleiben darf! Freiwillig geht sie nicht, und wenn ich vollends saugroß werde. — Also, in Gottes

Namen, da gibt's nichts anders: das Haus wird wieder verkauft, und der Käufer muß die Tante als Mieterin mit in Kauf nehmen, vertragsmäßig — dann kann sie in ihrem oberen Stock bleiben bis an ihr selbiges Ende und ihren Julius siedeln oder braten — ich aber werd' schon wo anders unterkommen mit Weib und Kind und Geschäft, und über die Schwelle kommt mir dann nichts mehr, was Schwitzgäbele heißt! — Schön, und da hatt' ich gleich wieder Glück: in acht Tagen fand ich zufällig einen Mann in der nächsten Stadt, der geneigt war, das Haus zu kaufen; auch über die Bedingungen waren wir beinahe einig, und zu allem Überfluß bot sich auch noch eine günstige Kaufgelegenheit für mich, und ich war entschlossen, zu kaufen, sobald es mit dem Verkaufen vollends richtig wäre. Aber proßt die Mahlzeit, da hatte wieder der Teufel sein Spiel! Wie ich soweit war, war ich so dumm und gutmütig, meiner Frau von der Sache zu sagen; die machte zuerst große Augen, dann jammerte sie gottserbärmlich, dann sah sie ein, daß ich auf meinem Kopf beharre, und dann — wußte es die Tante, obwohl ich meiner Frau Stillschweigen auferlegt hatte. Dann gab's einen fürchterlichen Sturm im Haus und dann, als ich mich nicht umwerfen ließ, wurde es auf einmal unheimlich still. Die Weiber sagten kein Wort mehr und liefen herum, als ob eine Leiche im Haus liege; der Julius machte ein Biedermannsgesicht und grinst so vor sich hin, wie wenn er sagen wollte: was ist da zu machen? Aber auf einmal hieß es im ganzen Städtchen, es spucke in unserm Haus! Alle alten Weiber beim Kaffee, alle Mägde am Brunnen, alle Spießbürger auf der Frühmesse oder beim Abendshoppen erzählten sich's: in des Jason Maier's Hause gehe ein Geist um, das eine Mal seufze er, das andre Mal poltre er, das eine Mal wettete er auf dem Dachboden, das andre Mal schnarke er im Kamin, dann wieder stöhne er im Keller, er habe sich auch schon gezeigt in einem weißen Totenhemd, den Kopf unterm Arm, und was dergleichen Dummheiten waren. Natürlich, wie das so geht, ich selbst erfuhr erst davon, wie's schon im ganzen Nest herum war; aber meine Weibsleute, die wußten's leider längst, als ich sie zur Rede stellte, die duckten sich zusammen, sobald's dunkel war, und zitterten wie Espenlaub und hatten selber da was gesehen und dort was gehört und waren in einem Zustande, daß rein nichts mit ihnen anzufangen war. Der Julius aber lachte zuerst darüber und wollte nichts gesehen und gehört haben; aber allmählich hatte er doch auch was gehört oder gar gesehen und meinte, so ganz unmöglich sei's doch nicht. Und mir selber war's am Ende, als ob ich auch wenigstens sonderbare Geräusche höre — geglaubt hab' ich natürlich keinen Augenblick an den Unsinn, aber so viel ich mir Mühe gab, ich konnte dem Ding nicht auf die Spur kommen. Nun, ich dachte: habt eure Narrheit, was geht's mich an! Aber nun erfuhr mein Käufer von der Sache und machte Schwierigkeiten: ein Geisterhaus zu kaufen, besinne er sich doch, und

wenn auch alles dummes Zeug sei, so drücke das doch auf den Wert des Hauses — und so weiter!“

„Aber,“ warf Hahn ein, „ob da nicht irgend eine Bubengeschichte dahinter steckt?“

„Ja, das hab' ich natürlich auch gedacht — aber denken und nachweisen ist zweierlei! Und überdies: man hatte allerdings schon vor langer Zeit so etwas gemunkelt, es war zwar wieder still davon geworden, aber jetzt wurde auch das alte Geschwätz wieder aufgewärmt! Und das Heillose war, daß ich jetzt mit meinem Käufer zu keinem Abschluß kommen konnte, wenn ich nicht einfach zu einem Spottpreis verkaufen wollte. Und so stand die Geschichte, als ich zu meiner diesmaligen Reiserückkehr einrücken mußte; und an dem Tag, wo's neulich den Krach mit dem Sergeanten Müller gab, hatte ich gerade einen Brief von meiner Frau bekommen, und in dem stand: mit dem Geist werde es von Nacht zu Nacht ärger und sie halten's nächsten nicht mehr aus vor Aufregung. — Na, jetzt, was sagen Sie zu dem verfluchten Handel, Herr Unteroffizier?“

Jason Maier ließ den Kopf hängen und starrte ganz verwehrt in sein Glas. Der Doktor Hahn lachte und sagte: „Dieser Karren ist allerdings böß verfahren, aber ich meine, man sollte ihn doch noch aus dem Graben herausbringen können.“ — „So, aber wie?“ — „Ja, zu sagen wär's allerdings schwer, aber zu machen müßt's schon sein.“ — „Ja, aber wie?“ —

„Heimkommen und kein überflüssiges Wort mehr reden, aber dreinfahren und kommandieren wie beim Militär, kurz, stramm, und jeden in Dunkelarest fliegen lassen, der nicht parieren will!“

„Ha, aber — —“

„Nun, wörtlich mein' ich's natürlich nicht. Aber ich meine, so wie die Dinge liegen, wäre jetzt das ganze Ackerlein reif zum Schneiden. Wenn Sie jetzt nur einmal und ohne jede Rücksicht der ganzen Gesellschaft den Meister zeigen, dann haben Sie's ein für allemal gewonnen, und dem Geist werden Sie schon auch noch hinter die Schliche kommen.“

„Ach Gott,“ murrte Maier, „ich hab' ja auch schon so was gedacht, und wenn jetzt mit der Übung alles glatt gegangen wäre und ich als Unteroffizier heimgekommen wäre — wer weiß, wozu ich vollends das Herz gehabt hätte. Aber mit dem Unteroffizier ist's jetzt aus und vorbei, und der Kerl, der Julius, lacht mich nur aus, wenn ich wieder als Gefreiter heimkomme. Der krumme, verbogene Laggel, den man nicht einmal zum Militär hat brauchen können, wegen seiner Plattfüße!“

„Na, na, nur keine Angst!“ tröstete Hahn, „es kann alles noch recht werden. Und wenn einer im Grund ein rechter Kerl ist wie Sie, so ist er nicht umzubringen, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht auch noch Herr im Hause würde.“

Es war höchste Zeit geworden, daß Maier sich nach der Kaserne begab, und als er sich von dem Unteroffizier und Doktor verabschiedete, war's ihm

doch, als ob er sich vor dem studierten Herrn schämen müßte, wenn er nicht zu stande brächte, was dieser ihm zutraute. Wieder ein paar Tage nachher aber wurde er auf das Dienstzimmer zum Hauptmann befohlen und dachte: so, jetzt jetzt's noch einen Extrawischer vor der Entlassung! Der Hauptmann sah auch sehr ernsthaft drein und fing richtig von dem Arrest und seiner Ursache zu sprechen an. „Sie werden einsehen,“ bemerkte er, „daß Sie den Arrest unbedingt verdient haben?“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ antwortete Jazon mit grimmiger Überzeugung und der Hauptmann fuhr fort: „Ein Mann von Ihrem Alter und in Ihren Lebensverhältnissen muß sich unter allen Umständen beherrschen können, auch wenn's ihm schwer gemacht wird; und je mehr er sich selbst beherrscht, desto eher kann er auch über andere herrschen und befehlen, wo er zu befehlen hat. Sie haben sich übrigens, wie ich weiß, während Ihrer ganzen Militärzeit nur diese eine Verfehlung zu schulden kommen lassen und sich sonst tadellos geführt. Daß Sie bei der letzten Übung nicht befördert wurden, hatte äußerliche Gründe, die nicht zur Sache gehören. Diesmal werden Sie als Unteroffizier entlassen — machen Sie dieser Beförderung Ehre auch in Ihrem Civilverhältnis!“

Jazon wußte nicht, wie er aus dem Dienstzimmer hinaus und auf den Gang gekommen war. Dort stand er eine Weile am Fenster und starnte auf den Kasernenhof hinunter; denken konnte er gar nichts als nur das eine: „jetzt aber soll mir einer kommen, und wenn's der Teufel selber oder die Tante Bette ist!“

* * *

Am Tag nach seiner Entlassung von der Reserveübung stand Jazon Maier abends nach sechs Uhr vor seinem Hause; nichts deutete darauf, daß er erwartet werde, niemand hatte ihn am Bahnhof abgeholt — infolge eines Irrtums erwartete man ihn erst auf den nächsten Abend. Auch aus der Schlosserwerkstatt zu ebener Erde hörte er keinen Ton, obwohl die regelmäßige Arbeitszeit bis sieben Uhr dauerte. Es regte sich etwas wie Verstimmung in seiner vergnügten Seele, aber er sprach zu sich selbst: „Kalt Blut, Herr Unteroffizier Jazon Maier!“ — und trat in den Hausflur. Dort gewahrte er den Lehrlingen Luile, der am Treppengeländer lehnte und eine Mütze betrachtete, die er an einem Flügel hielt; als der Bub' den Meister bemerkte, glockte er dummverwundert, ohne zu grüßen. „Grüß Gott auch!“ sagte der Meister und Luile brummte etwas, was ebenso klang. — „Was tust du?“ — „Nichts,“ gab Luile zur Antwort. — „So, nichts? Schön! Ist die Meisterin zu Haus?“ — „Was weiß ich?“ sagte Luile pazig. Schwupp hatte er eine Ohrfeige und glockte noch verwunderter; dann aber heulte er: „Ich lass' mich nicht hauen!“ — „So?“ sagte der Meister und — Schwupp hatte Luile die zweite Ohrfeige; er heulte stärker: „Ich verklag' Sie, wenn Sie mich hauen! Das ist verboten!“ — „So verklag' mich!“ antwortete der Meister ruhig, und zugleich saß die

dritte Ohrfeige. „March in die Werkstatt!“ — und Luile verstummte jählings und ging ohne Widerrede in die Werkstatt wie ein begossener Pudel, hinter ihm drein der Meister. Zu der Werkstatt saß ein



„So?“ sagte der Meister und — Schwupp hatte Luile die zweite Ohrfeige.

einzigem Gesell und studierte eifrig ein rotes plakatartiges Papier, das er in der Hand hielt. Es war Maier's erster Gesell, in der Arbeit sehr tüchtig; der Meister hatte ihm über seine Abwesenheit die Leitung der Arbeit für sehr dringende Aufträge überlassen, deren Ausführung nicht hatte verschoben werden können. Ein flüchtiger Überblick über die Werkstatt überzeugte den Eintretenden, daß zwar an den Aufträgen gearbeitet worden war, daß die Arbeit aber nicht sehr weit gediehen war. Er zog seine Uhr und fragte: „Ist hier etwa schon Feierabend?“ — „Ja wohl,“ antwortete der Gesell, von seinem Blatt aufschauend, im Ton des guten Gewissens. „Feierabend ist um sieben Uhr,“ sagte der Meister. „Seit acht Tagen um sechs Uhr,“ gab der Geselle zurück, „die Frau Meisterin und der Herr Schwiggäbele —“ — „Haben in meiner Werkstatt nichts zu befehlen,“ sprach der Meister mit starkem Ton. „Wie Sie meinen, Herr Maier,“ sagte der Geselle lächelnd. — „Und wie weit sind Sie mit den Arbeiten?“ — „Sie sehen's ja, Herr Maier! Übrigens möchte ich Ihnen gleich sagen, daß von morgen an bis auf weiteres nicht weiter gearbeitet werden kann.“ — „Nicht? Und warum nicht?“ Der Gesell begann gemächlich auseinanderzusetzen, daß die Schlosser und Schreiner in der benachbarten großen Stadt in Ausstand getreten seien und

daß von morgen an auch die Gefellen der Umgebung sich anschließen werden; sie seien in den und den Verband eingetreten und können deswegen nicht anders. Jason Maier hörte der Auseinandersetzung so lange zu, bis er gefaßt hatte, um was es sich handle, dann fragte er: „Also ihr habt auf morgen gekündigt? Und wem denn? Mir nicht!“ Der Gesell lachte: „Bei einem Streik kündigt man doch nicht!“ — „So?“ antwortete der Meister, „dann wissen Sie aber auch, daß das Vertragsbruch ist?“ — „Vertragsbruch? Nm, wie Sie meinen, Herr Maier! Aber Sie wissen doch wohl auch, daß der Ausstand ein rechtlich anerkanntes Mittel im Lohnkampf ist —“ — „Rechtlich?“ unterbrach ihn der Meister, „das wäre mir neu! Aber darüber streit' ich mit Ihnen nicht. Morgen wird gearbeitet, und wer nicht arbeitet, ist vertragsbrüchig und wird entlassen. Verstanden? Und wenn euch euer Verband zum Vertragsbruch zwingen will, so tretet ihr eben aus, wenn ihr's weiter mit mir zu tun haben wollt!“ — „Aber wir haben das Koalitionsrecht,“ antwortete der Gesell trotzig, „das können Sie uns weder bestreiten noch nehmen!“ — „Nhm' ich euch auch nicht, aber morgen wird gearbeitet, und wer nicht arbeitet, ist entlassen!“ Der Gesell lachte auf: „Ha, das sieht aber doch sogar die Frau Schwitzgäbele ein —“ — „Die Frau Schwitzgäbele holt der Teufel, wenn sie sich weiter in meine Sachen mischt! Fertigt jetzt, wegtreten!“ — „Oho, beim Militär sind wir nicht,“ sagte der Gesell, griff aber nach seiner Mütze und ging. — Jason sah sich in der Werkstatt um und bemerkte ganz hinten in einer Ecke einen großen Vogelkäfig; drin hockten auf einer Stange eine Schleiereule und ein Käuzlein, und unten trieben sich zwei Krähen herum. „Was ist denn das?“ fragte er den Luile, der sich ganz zahm an einem Schraubstock zu schaffen machte; „wer legt denn hier eine Menagerie an?“ — „Der Herr Schwitzgäbele,“ antwortete Luile. „So, der Herr Schwitzgäbele! Und zu was Zweck?“ — Luile antwortete nicht, grinste nur und rieb sich die Backen, die noch rot von den Ohrfeigen waren. Dem Meister dämmerte etwas. Er ging auf den Lehrbuben zu und hob die Hand, Luile erwartete eine weitere Ohrfeige und duckte sich zur Seite; der Meister aber legte ihm ruhig die Hand auf den Kopf und fragte ganz freundlich: „Hat's weh getan, Luile?“ — „Saumäßig!“ — „Das hat's auch sollen! Verklagst du mich immer noch?“ — „Nein,“ erwiderte Luile weinerlich, „und wenn Sie mich nicht mehr hauen, will ich alles gestehen.“ — „Was denn? Nur heraus!“ — „Wie man den Geist macht!“ — „So den macht du? Wart, Schlingel!“ — „Nein, nicht ich!“ quiette der Bub' und duckte sich wieder, „nicht ich, der Herr Schwitzgäbele!“ — „Aber du hilfst ihm?“ — „Ja, ein bißchen schon.“ — „Also, heraus mit der Sprache!“ — „Früher hat er nur Späßen ins Kamin getan, jetzt macht er's mit Eulen und Krabben, daß es ärger flattert, und weil sie weniger leicht oben zum Kamin hinauskommen als die Späßen.

Und den andern Spektakel kann man auch machen, weil das Haus ja so hörfam ist, daß man meint, es sei oben, wenn etwas unten schlurft —“ — Der Meister unterbrach diese Erklärung: „Und so weiter, und so weiter! Nun werden wir den Geist bald haben! — Und du weißt jetzt wohl auch, ob die Frau Meisterin zu Haus ist oder nicht?“ — „Ja! Sie ist mit der Frau Schwitzgäbele in einer Kaffeewisite bei der Frau Stadtrat Vaudistel. Vor Nacht kommen sie nicht heim; und der Herr Schwitzgäbele ist beim Abendschoppen.“ — „So, so! Ist gut. Und wann wird heute der Geist eingefest?“ — „Der Herr Schwitzgäbele hat schon, ehe er fortging, eine Eule ins Kamin getan; wenn er heimkommt, fange er, wolle er die zweite einfest.“ — „Wo?“ — „Wenn man die obere Bodentreppe hinaufkommt, an dem Kamintürchen rechter Hand; dort geht's am besten.“ — „Gut. Heut wird's bald dunkel. Du machst jetzt, daß du dein Nachtesen bekommst, dann setzt du dich noch eine Stunde hinter dein Geometriebuch — und dann ins Bett und morgen zur Zeit heraus. Und keinem Menschen ein Wort gesagt! Verstanden?“ Luile nickte vergnügt, nahm sich aber vor, ehe er ins Bett gehe, noch zu horchen, was es etwa weiter gebe.

Jason Maier ging in seine Wohnung hinauf, sah nach seinem Buben, traf ihn gesund und munter und schon im Bett; er machte sich's bequem und aß etwas zu Nacht. Die Magd wunderte sich, daß der Meister so kurz angebunden und schweigsam war. Als es so ziemlich dunkel war, stieg er leise am oberen Stock vorbei und die Bodentreppe hinauf; das Kamintürchen, das ihm Luile bezeichnet hatte, kannte er genau. Wie er oben stand, hörte er unten Tritte und Weiberstimmen, er merkte, daß seine Frau und die Tante Babette heimkamen, er hörte, daß sie beide herausgingen in die Wohnung der Tante. Als sie drin waren, horchte er am Kamin: richtig, da flatterte etwas, war dann wieder ruhig und flatterte wieder, bald tiefer, bald höher; manchmal schnarchte etwas, und es gab allerlei Töne. Als das Geflatter wieder am Türchen war, rief er es rasch auf und griff auf Geratewohl hinein — da hatte er einen Vogel am Fittich und zog ihn heraus. Die Eule zappelte und schlug und hackte und biß ihn in die Hand, er ließ nicht fahren, bis er sie so bequem an beiden Flügeln hatte, daß sie nichts mehr machen konnte; dann ging er hinunter in die Wohnung der Tante. Die beiden Frauen hatten Licht und schwatzen noch eifrig über einen Stoff aus der Kaffeewisite — als plötzlich Jason unter die Türe trat, die rußgeschwärzte Eule in der blutenden Hand. Ein entsetzter Aufschrei der beiden — die Tante sank wie ein Mehlsack auf das Sofa und Frau Emma schrie: „Um Gottes willen, Jason, wo kommst du her?“ — „Unteroffizier Maier, von der Reserveübung zurück!“ antwortete Jason im militärischen Meldungston und fügte trocken bei: „und da habt ihr euren Geist!“ Zugleich ließ er die Eule los, sie flatterte zuerst auf den Boden, dann der Tante Babette auf den

Schoß, daß diese Zetermordio schrie, dann auf einen Eschschrank, dort warf sie eine Porzellanvase herunter, diese ging klirrend in Stücke, die Gule aber hockte in der Ecke und schnarchte und fauchte. Die Tante saß einen Augenblick sprachlos, dann schrie sie: „Das ist mein Tod! Ich muß sterben!“ und dann fing sie an zu schluchzen und zu heulen, daß es ihr Herzstöße gab. Emma rief: „Jason, tu doch das Ding hinaus! Das ist entsetzlich!“ — er aber antwortete finster: „Fällt mir nicht ein! Der Geist ist ja ein guter Bekannter von euch. Übrigens wär's gut, Frau, wenn du nach dem Buben sehen würdest!“ — „Du bist ein schrecklicher Mensch!“ rief Emma und stürzte zur Türe hinaus. Jason blieb stehen und betrachtete sich die Frau Babette Schwigäbele in ihrem Jammerzustand; sie schluchzte leiser und langsamer, hörte endlich ganz auf und sah sich den Mann an, als wollte sie jetzt zum Angriff übergehen. Er aber kam ihr zuvor und fragte bestimmt: „Glauben Sie immer noch an den Geist, Frau Tante?“ — „Ach, laß mich ungeschoren, du Kujon!“ war ihre gereizte Antwort. „Der Kujon heißt Julius Schwigäbele,“ erwiderte Jason, „das wissen Sie doch auch. Oder wissen Sie nichts?“ — „Darauf bin ich dir keine Antwort schuldig!“ — „Dann weiß ich genug!“ — „Was weißt du genug? So, also das ist der Dank für alles, was ich an euch getan habe? So geht man mit einer einjamten Witwe um —“ und nun ging's mit neuen Schluchzen, mit Tränen und Herzstößen weiter in dem Tone, den Jason gut genug kannte. Er ließ die weinerliche Beredsamkeit eine Weile schweigend über sich ergehen, dann erhaschte er das Wort und begann: „Sie haben das Recht, Frau Tante, bis an ihr seliges Ende in dieser Wohnung zu bleiben. Aber es wäre vielleicht jetzt für Sie selbst ratsam, wenn Sie sich freiwillig entschließen könnten —“ „Was?“ schrie sie, „nun will man mir auch noch ausbieten? O ja, ja freilich — wenn man mir so kommt — wenn das der Dank ist — ja, ja, ja, gleich morgen zieh' ich aus — ganz gewiß, ja, ja — ich gehe, ich gehe, eh' man mich vollends umbringt —“ — „So große Gile hat's gerade nicht,“ unterbrach sie Jason freundlich, „aber wenn Sie durchaus aufs nächste Ziel kündigen wollen —“ „Ich kündige, ich kündige!“

schrie die Tante — da ging die Türe auf und Julius stand auf der Schwelle. Er hatte den Hut tief im Nacken, zwischen Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand ließ er sein dünnes Zafelstöckchen tanzen, die linke hatte er in der Hosentasche und lachte stumpfsinnig mit dem ganzen Gesicht; er war offenbar stark angeheitert. Einen Augenblick stützte er und fragte: „Was ist denn da los? Was tust denn du da, Better Jason, Prinz von Griechenland?“ Ohne ein Wort zu sagen, sagte ihn Jason an einem Rockknopf, schob ihn ein wenig halbrechts und deutete nach der Gule auf dem Eschschrank. Julius lachte hell auf, ging etwas schwanzend auf den Schrank zu und rief: „Ja, was tust denn du da, du herziges Tierlein, du liebs Geißlein? Kich, kich, kich!“ — und er streckte der Gule zwei Finger entgegen; diese hakte ihn in den Zeigefinger, daß das Blut floß, dann stapfte sie mit den Flügeln, flog ab und nahm alles mit, was noch Zerbrechliches auf dem Schranke stand, strich einmal durch die Stube, fand dann einen offenen Fensterflügel, und hinaus war sie. Tante Babette sank kreischend wieder in die Sofaecke und Julius bemerkte jetzt erst ihren aufgelösten Zustand; es schien ihm zu dämmern, was da eigentlich los sei, und er schrie Jason an:

„Was hast du mit meiner Mutter? Ich lasse meine Mutter nicht beleidigen!“ Jason erwiderte kalt: „Wer sie beleidigt, das bist du mit deinen Bubeereien!“ — „Wa-as?“ — „Lausbubereien, wenn dir das besser gefällt!“ —



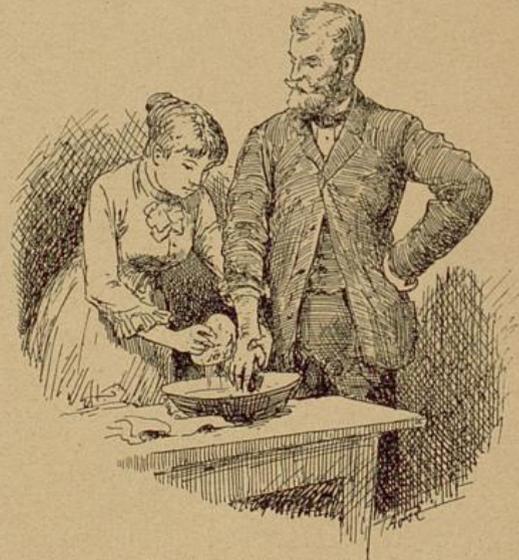
Die Tante sank wie ein Mehl sack auf das Sofa.

„Kerl,“ knirschte Julius, „wenn du satisfaktionsfähig wärest —“ — „Das heißt wohl: wenn ich ein Student wäre? Dann könntest du von mir noch einmal einen Durchzieher haben, wie den, den dir der Hahn übers Maul gezogen hat! Man kennt dich, Mändle!“ Sprachlos vor Wut erhob Julius sein Stöckchen, mit einem raschen Griff hatte es Jason erfaßt und ihm aus der Hand gewunden, er brach es mitten entzwei und warf es ihm vor die Füße. „Wenn ich dir gut zum Rat bin,“ sagte er, „gehst du jetzt ins Bett und schläfst deinen Kausch aus. Morgen können wir weiter reden.“ Julius war im Begriff, sich auf ihn zu stürzen. Jason erwartete ihn mit geballten Fäusten, da warf sich Tante Babette mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit zwischen die Gegner und drängte ihr Söhnchen zurück. „Geh,

geh, Julius! Der Wüterich bringt dich um!“
treßte sie — und der betrunkene Feigling ließ sich
richtig von ihr ins Nebenzimmer befördern.

Jason ging. Draußen vor der Türe stieß er auf
den Luile, der in der Tat gehorcht hatte. Schwupp
hatte er abermals eine Ohrfeige, daß er eiligst sich
nach seiner Kammer aufmachte. Jason stieg langsam
die Treppe hinunter und atmete stark; er hatte die
Empfindung, daß er jetzt dem schwersten Kampfe ent-
gegengehe, dem mit seiner Frau, und seine Sieges-
gewißheit ließ nach. Als er seine Wohnstube betrat,
saß seine Frau an dem Wägelchen, in dem der
Kleine schlief, sie hatte die Arme auf den Rand des
Wagens gestützt und das Gesicht in den Händen
verborgen. Den Lärm oben hatte sie wohl gehört
und sich nichts Gutes dabei gedacht; aber hinauf-
getraut hatte sie sich nicht, obwohl die Magd einmal
hereingekommen war und gesagt hatte, da droben
gehe es zu, wie wenn's Mord und Totschlag geben
wolle. Die gute Frau war eben leider auch im Ge-
heimnis des Geistermachens gewesen, wenn auch erst
seit kurzem und mit ganz schlechtem Gewissen; aber
ihrem Mann zuerst ein gutes Wort zu geben, nach-
dem er so barsch aufgetreten war, dazu konnte sie
sich nicht entschließen, und so legte sie sich aufs Ab-
warten. Sie sah nicht auf, als ihr Mann einge-
treten war, und auch dieser stand eine Weile da
und betrachtete sie schweigend. Endlich sagte er sich,
daß doch alles vollends zum Austrag kommen müsse,
und begann in sehr ernstem Ton: „Emma, ich will
dich nicht fragen, wie viel du von der Geisterge-
schichte gewußt hast —“ Sie zog die Hände halb
vom Gesicht und sah schau zu ihm auf; er fuhr fort:
„aber der Tante hab' ich einmal das Nötige gesagt, und
dem Julius, dem elenden Tropfen, hab' ich gehörig
ausgewischt!“ Da starrete sie auf einmal auf seine
rechte Hand, die mit Ruß und mit Blut beschmiert war,
sie sprang entsetzt auf und schrie: „Um Gottes willen,
Jason, was hast du ihm getan? Du hast Blut an
der Hand!“ Er warf einen Blick auf die Hand und
sagte: „Natürlich!“ — „Was hast du ihm getan?“
rief sie noch einmal und rang die Hände. „Mord
und Totschlag geb's, hat die Magd gesagt — Jason,
du wirst doch nicht —!“ Nun betrachtete er sie
ein paar Augenblicke ohne Antwort — sie sah
reizend aus in ihrer Aufregung; dann lachte er hell
hinaus und sagte: „Schatz, sei nicht närrisch! Das
ist doch mein Blut! Der Geist hat mich böse ge-
hakt, als ich ihn aus dem Kamin zog. Der Julius
liegt im Bett und schläft seinen Rausch aus.“ —
„Gott sei Dank!“ lispelte sie; „aber Jason, wie
bist du denn heut?“ — „Wie ich von Anfang an
hätte sein sollen, dann hätet ihr nicht so viel Dum-
mheiten gemacht! Im übrigen zieht die Tante aufs
nächste Ziel aus.“ — „Das ist doch nicht möglich!“
— „Doch! Sie hat selbst gekündigt. Allerdings
habe ich ihr dabei ein bißchen nachgeholfen. Nun, was
sagst du dazu?“ Emma schwieg und machte ein
nachdenkliches Gesicht; sie ging und holte Wasser
und begann ihm die Hand zu waschen. Er ließ

sich's lächelnd gefallen; nach einer Weile sagte er:
„Das Haus wird also nicht verkauft. Die Tante
geht —“ „Wenn sie geht,“ warf Emma ein. —
„Sie geht sicher! Dafür laß mich sorgen. Sie wird
zwar morgen ihre Kündigung wieder zurücknehmen
wollen, aber da wird nichts draus. Sie geht, und
ihr Früchtlein werden wir wohl jetzt nach Amerika
besorgen müssen. Also, du bist einverstanden?“
Emma sah ihn an, die Tränen kamen ihr; aber auf
einmal fiel sie ihrem Mann um den Hals. „Du
hast recht, du hast recht,“ sagte sie halb weinend,
„es ist besser so! O sieh, ich hab's schon lang ge-
spürt: es hat nicht gut getan so, wie's gewesen ist,
und wenn's noch lang so fortgegangen wär', hätt's
ein Unglück gegeben. Aber was konnt' ich machen?
Ich war ganz im Bann von der Tante, und sie
hat mich ja doch aufgezogen — ich konnte doch nicht
böse gegen sie sein! Warum hast du nicht früher
so ausgefegt? Guck, du warst schrecklich heut —“



Sie holte Wasser und begann ihm die Hand zu waschen.

aber du gefällst mir so viel besser!“ Jason atmete
auf: im letzten schwersten Kampf war ihm der Sieg
leichter geworden, als er gedacht hätte. „Jung ge-
freit, hat niemand gereut,“ flüsterte er seiner Frau
ins Ohr, „'s ist halt nur, daß man sich gern hat, dann
kommt alles wieder ins Blei. Aber höchste Zeit
war's!“

Am andern Morgen trat Jason eine Viertelstunde
vor Beginn der Arbeitszeit in seine Werkstatt. Luile
war schon da, machte ein ganz freundliches Gesicht
und fragte, was er arbeiten solle; der Meister wies
ihm das Nötige an und fragte lachend: „Gelt, jetzt
willst du keine Ohrfeigen mehr?“ — „Nein, Meister,“
sagte Luile, „an denen kriegt man bald genug.“
Schlag acht Uhr traten die Gesellen ein, sagten höf-
lich guten Morgen und der erste Gesell nahm im

Namen der anderen das Wort: „Herr Maier, wir haben's uns noch einmal überlegt. Wenn Sie uns die Bedingungen zugestehen, die allgemein gefordert werden, so könnten wir schon bleiben.“ Jason kannte die Bedingungen schon, es handelte sich hauptsächlich um eine Lohnerhöhung, die ihm nicht gerade unbillig schien. „Gut,“ sagte er, „darüber ließe sich reden. Mit meinen Gesellen verhandl' ich schon, mit euerm Verband aber nicht.“ — „Ja, der Verband,“ sagte der Gesell, „der gefällt uns schon nicht mehr recht. Da war gestern abend so ein schnauziger Berliner da und wollte uns schuhriegeln — das paßt uns nicht. Wenn wir doch parieren sollen, parieren wir lieber einem Meister!“ — „Ist vernünftig,“ sagte Jason, „und die Lohnerhöhung könnt ihr haben; aber nur unter der Bedingung, daß in acht Tagen hereingeholt ist, was ihr in den letzten vierzehn Tagen habt liegen lassen. Also?“ Die Gesellen besannen sich noch einen Augenblick; dann sagten sie Ja und gingen an die Arbeit. So war Ordnung in der Werkstatt und blieb's auch.

Als er am selben Tag zum Mittagessen kam, erzählte er von seiner Frau, daß die Tante Babette richtig schon den Versuch gemacht hatte, die Kündigung zurückzunehmen und Emma auf die alte Weise gegen ihren Mann vorzuschieben. Aber diese hatte den Angriff diesmal abgeschlagen, indem sie darauf beharrte, sie habe da gar nichts zu sagen, die Tante solle sich an Jason wenden. Da hatte die Tante ihren Wutsorn bekommen, und als auch das nichts half, hatte sie wehmütig gesagt: „Gut, wenn einem die eigenen Kinder das Herz brechen, geht man gern! Wirft sehen, ich leb' nimmer lang!“ Auch das war umsonst gewesen, und Jason beeilte sich, der lieben Tante nach einer anderen Wohnung zu sehen. Nichtig fand sich's, daß ihre frühere Wohnung in ihrem ehemaligen Hause aufs nächste Ziel frei wurde; Jason schmiedete das Eisen, so lange es warm war — und später mochte die Tante es hundertmal bereuen, daß sie sich hatte hinaustriegen lassen — sie war draußen, und alle Versuche, den alten Tanz auch von draußen wieder zu beginnen, führten zu keinem Ziel. Sie starb auch nicht an gebrochenem Herzen, sondern wurde, soweit es möglich war, noch runder und ergab sich endlich in ihr Schicksal. Julius aber schiffte sich nach drei Wochen auf einem Amerikadampfer ein, ganz stolz und vornehm lächelnd; er habe eine Direktorstelle in einer Maschinenfabrik drüben schon so gut wie in der Tasche, behauptete er.

Als der Unteroffizier Maier später seine erste Landwehrübung machte, traf er den Dr. Eduard Hahn als Leutnant der Reserve in seinem Regiment; und als Hahn ihn bei Gelegenheit fragte, wie's denn jetzt daheim stehe, antwortete er vergnügt: „Ausgelegt hab' ich und geholfen hat's! Und was meine Frau angeht, so sag' ich Ihnen nur das eine: wenn ich einmal etwas brummig bin oder auch wenn sie mich einmal besonders gern hat, so redet sie mich als Herr Unteroffizier an.“

Im letzten Augenblick. Von Balduin Möllhausen.



Im Kampf mit zahlreichen Hindernissen war unsere Expedition bis in die Nachbarschaft der kalifornischen Wüste gelangt. Nach ungestört vollbrachter Nacht in einer öden wasserarmen Talsenkung warteten wir, unser Führer Leroux, einer der berühmtesten und ältesten Fährtenjucher, und ich, den Ausbruch des Trains nicht ab, sondern sattelten und ritten voraus. Die starre, gleichsam menschenfeindliche Kiesebene, auf der nur vereinzelt Zedernbüsche, Artemisiastauden und riesenhafte kandelaberförmige Kakteen Abwechslung schufen, war wenig geeignet, das Auge zu erfreuen; andererseits förderte sie die Neigung, im Gedankenaustausch schneller über die eintönig verrinnende Zeit hinwegzukommen.

„Führte Ihr Weg Sie jemals bis zu den Quellen des Mississippi hinauf?“ fragte ich den Alten in der Voraussetzung, die Aber seiner Erzählergabe zu öffnen.

„Nicht ganz,“ hieß es bereitwillig zurück, „nur eine kurze Strecke gelangte ich über die Fälle am San Antony hinaus und habe heut noch genug davon. Sechszunddreißig Jahre mag's her sein, also zu einer Zeit, in der man noch Gefahr lief, regelrecht skalpiert zu werden, und ein Wunder nenn' ich's, daß ich überhaupt ungeschunden von da oben herunterkam.“

Da ich erwartungsvoll schwieg, fuhr er nach einer Pause vedselig fort: „Wie sich alles seitdem änderte! Wo man damals den schwarzen Bären, Biber und Otter jagte, erheben sich heut Fabrikschornsteine und Kirchtürme, und Strecken, die zu durchwandern Monate erforderte, legen Dampfer und Lokomotiven binnen wenigen Tagen zurück. Die

Zeiten sind eben andere geworden und für unsereins nicht besser, Gott sei's geklagt.

„Wir waren unserer vier, richtige Freitrapper, wie sie unabhängig von den Pelzkompanien die Wildnisse durchstreifen, nur da vorübergehend ihren Aufenthalt nehmen, wo Aussicht auf Jagdbeute. In St. Louis, damals wenig mehr als ein Landstädtchen, rüsteten wir uns aus. Ein Reitpferd für jeden, zwei andere zur Beförderung von Stahlfallen, Munition und eines handlichen Fäschens Whisky, dazu ein ausreichender Tabakvorrat, war alles, was wir bedurften. Das Bett, in Form zweier Decken, führte jeder unter dem Sattel mit sich, und wenn je Kameraden leichten Herzens in die Zukunft schauten, so waren wir es, als wir an einem schönen Sommertage losmachten und die Richtung am Mississippi hinauf einschlugen. Unser Ziel waren die Fälle von San Antony, wo Ben Bold, einer der Unsrigen, bereits einen Winter verbrachte und von guten Erfahrungen zu reden wußte. Ja, leichten Herzens. Brauchten wir uns doch nicht zu überreiten, um im Spätherbst, wenn die Bälge erst im vollen Haar, zur Stelle zu sein, und wo wir auch rasten mochten: überall Wild im Überfluß, daß ein Gouverneur uns um die wohlbesetzte Tafel hätte beneiden können. So erreichten wir gegen Ende des Sommers den Pepinsee im Lande der Schippewäs und zwar eine mäßige Strecke unterhalb der Fälle. Da die dort beginnenden felsigen Ufer das Wandern mit Pferden stellenweise bis zur Unmöglichkeit erschwerten, wir aber darauf angewiesen waren, in den Mündungen kleinerer Wasserläufe nach Merkmalen von Biberkolonien auszulugen, setzten wir uns mit den Schippewäs in Verbindung. Freundschaftlich mit ihnen verkehrend, fanden wir in ihnen willige Abnehmer für zwei unserer Pferde, die sie mit kostbaren Bälgen und einem aus Birkenrinde hergestellten Kanoe bezahlten, wogegen sie die übrigen Sättel nebst Zaumzeug gegen Entgelt in Pflege zu behalten versprachen. Das Pelzwerk nahmen wir der Sicherheit halber gleich mit fort. Es diente gewissermaßen als Ballast, unter den wir das sorgfältig versteckt gehaltene Fäschchen heimlich verstaute. Mit unsern übrigen Habseligkeiten vervollständigten wir die Ladung, und als wir endlich, jeder mit einer kurzen Ruderkeule versehen, unser Fahrzeug bestiegen, überzeugten wir uns, daß es durch die Belastung an Sicherheit gewonnen hatte, und von den Schippewäs gewarnt, vor den Siour' auf der Hut zu sein, traten wir wohlgenut die Fahrt an. Die heftigen Strömungen meidend, hielten wir uns nahe den Ufern, wo stilleres Wasser uns begünstigte; nach Spuren von Bibern schauten wir indessen vergeblich aus. Erst als das dumpfe Dröhnen der Fälle deutlich zu uns herüberdrang, erregte ein in breitem Bett rieselnder Bach unsere Aufmerksamkeit. Wir landeten. Dann ergaben weitere Nachforschungen, daß er eine mäßige Strecke aufwärts durch kunstgerecht angelegte Dämme gestaut war, wodurch ein Talgrund unter Wasser gehalten wurde. Frisch abgenagte Baumstumpfen, mehr aber

noch die den Wasserspiegel überragenden oberen Stockwerke von Biberwohnungen verschleuchten die letzten Zweifel, daß das Revier für die Herbstjagd gefunden. Bevor wir schieden, suchten wir die Umgebung in größerem Umfange sorgfältig ab, jedoch ohne Spuren von Eingeborenen zu entdecken. Nicht einmal auf alte Fährten stießen wir, für uns ein Beweis, daß die beiden zwar benachbarten, aber verfeindeten Stämme das Grenzgebiet zu betreten scheuten, in- folgedessen die Kolonie, seit Jahren ungestört, sich so überraschend hatte entwickeln können.

„Um den Bälgen noch einen Monat Wachstum zu gönnen, beschlossen wir, so lange oberhalb der Fälle zu jagen und erst auf der Rückreise die reichbevölkerte Republik mit aller Ruhe gründlich auszubeuten. An den Strom zurückgekehrt, gruben wir zunächst auf erhöhter Stelle eine Höhle und da hinein wanderten, um die Fracht zu erleichtern, die von den Schippewäs erhandelten Bälge und Felle, ebenso das Fäschchen, dessen Inhalt für die kälteren Tage bestimmt; kurz alles Entbehrliche, das uns obenein noch hindert hätte. Bedachtig, wie wir die ausgehobene Erde in den Strom geworfen hatten, bedeckten wir unsere Schätze zum Schluß mit einer Rasenschicht und entzündeten auf dieser ein gehöriges Feuer, vor dem wir die Nacht verbrachten. Auch sorgten wir dafür, daß nach unserem Scheiden der Brand sich über den sommerdürren Rasen weiter ausdehnte und ein Aschenfeld hinter uns zurückließ, auf dem die schlaueste indianische Spürnase keine Beute gewittert hätte.

„Mit dem erleichterten Fahrzeug gelangten wir trotz des Wogendranges bis in fast unmittelbare Nähe der Brandung. Dort zogen wir es aufs Trockne, nahmen es samt Inhalt auf die Schultern und umgingen die Fälle bis dahin, wo das Wasser zwar reißend, jedoch wieder regelmäßiger floss. Ein hart Stück Arbeit blieb die Fahrt immerhin; da uns aber niemand trieb, schlugen wir es auf die Zeit. So hatten wir in den ersten beiden Tagen kaum zwei englische Meilen hinter uns gelegt, als wir, am westlichen Ufer hingleitend, eine Stätte entdeckten, die zum Landen einlud. Eine von dichtem Buschwerk umsäumte grasige Lichtung war es, die ein mächtiger, von unten bis oben mit Zweigen besetzter Zuckerahorn beschattete, daß man sich kein feineres Plätzchen zum längeren Aufenthalt hätte wünschen können. Nebenbei lockte die Jagd, mit der wir das Abspüren der Gegend verbanden, wiederum ohne auf verdächtige Merkmale zu stoßen. Schon allein der Überfluß an Wild bewies, daß wir uns auf einem von den verfeindeten Stämmen verschont gebliebenen Gebiet befanden. Wer aber hätte gehaut, daß wir schon seit unserem Verkehr mit den Schippewäs von einer Flotte Siour beobachtet wurden, die nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, uns für die Freundschaft mit ihren Todfeinden abzustrafen und auszulündern. So lebten wir denn sorglos in den Tag hinein, und manchen Waschbären, manches Dossium, die bereits brauchbar im Haar, räuchernten wir aus

hohlen Bäumen, vereinzelter schwarzer Bären nicht zu gedenken, die vor die Büchse zu bringen schon mehr Mühe verursachte.

„Eine Woche oder so herum war verstrichen, als wir daran dachten, unser Lager eine Strecke weiter aufwärts zu verlegen. Es sollte unser letzter Tag unter dem Zuckerahorn sein und zwei von uns hatten sich mit ihren Büchsen zum Kundschaften auf den Weg begeben, während Ben Bold und ich zum Schutz



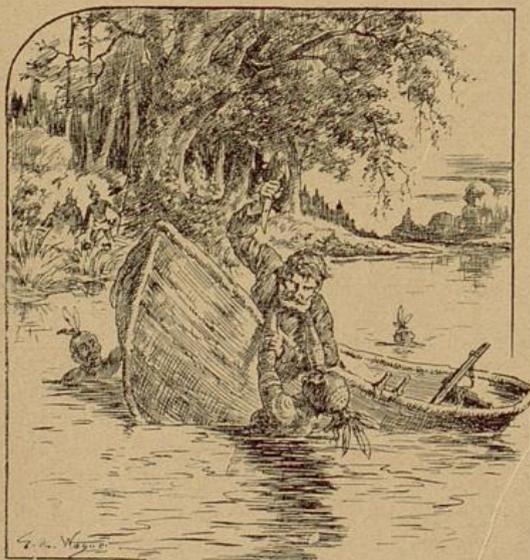
Doch schneller noch hatte ich dem Kanoe aus voller Kraft einen Stoß gegeben.

im Lager zurückblieben. Vor uns brannte ein mit trockenem Holz genährtes Feuer, dessen dünner Rauch zerfloß, bevor er hoch genug stieg, um unsere Anwesenheit unwillkommenen Gästen zu verraten. Es hinderte also nichts, die ungeteilte Aufmerksamkeit den frischen Fleischschnitten zuzuwenden, die, auf Stäbchen gespießt, um die Kohlenglut standen und des gelegentlichen Drehens bedurften. In unserem sorglosen Gespräch störte uns ein Schuß. Wir spitzten die Ohren. Unsere Vermutung, daß es einem Stück Wild gegolten habe, erschütterte nach kurzer Pause ein zweites. Von Argwohn beschlichen riet ich Ben, den Horn zu ersteigen und einen Blick in die Ferne zu senden. Seine Büchse ergreifend und auf den Stammästen wie auf einer Leiter flink emporkletternd, verschwand er gleich darauf hinter den dichten breiten Blättern, so daß ich ihn beim besten Willen von unten aus nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Eine Weile hatte er zwischen dem verworrenen Gestrüch hindurchgespäht und ich lauschte noch gespannt, als plötzlich die mit unverkennbarem Schrecken gedämpft ausgestoßenen Worte: „Rette dich!“ zu

mir herunterdrangen. Gleichzeitig vernahm ich das Geräusch, mit dem in geringer Entfernung jemand durch das Dickicht brach. Da gab es denn kein langes Bedenken. Büchse, Pulverhorn und Kugelsacke packen und zu den Stahlfallen ins Kanoe werfen war das Werk eines Augenblicks, als auch schon die ersten braunen Gestalten auf der Lichtung erschienen und mit geschwungenen Messern und Beilen auf mich einstürmten. Doch schneller noch hatte ich dem Kanoe aus voller Kraft einen Stoß gegeben, und mich zugleich hineinschwingend, erreichte ich glücklich die heftige Strömung, jedoch unter Zurücklassung der Ruderkellen. Dieser Umstand war den Wilden nicht unbemerkt geblieben, und mich offenbar wehrlos wahnend, stürzten die vordersten mir nach in den Fluß. Die Fluten hatten unterdessen das Kanoe mit fortgerissen, doch schneller noch folgten die Feinde, die sich desselben Vorteils erfreuten und als gewandte Schwimmer mit langen Stöcken nachhalken. Nicht ohne Besorgnis beobachtete ich die allmähliche Verringerung der zwischen ihnen und mir bestehenden Entfernung. Dabei spiegelte sich in den braunen Gesichtern eine Wut, die nachträglich ihre Erklärung darin fand, daß der eine Kundschafter bei dem hinterlistigen Überfall einen der Ihrigen niedergeschossen hatte. Ob es hätte umgangen werden können, weiß ich nicht, mein' aber, daß dadurch nichts gebessert worden wäre. Und so rückten die Verfolger mir Stoß um Stoß näher, begleitet von dem ermunternden Gellen der auf dem Ufer zurückgebliebenen Genossen. Was mir aber bevorstand, wenn ich in ihre Gewalt fiel, darüber belehrte mich, daß die Hunde ihre Messer zwischen den Zähnen hielten, augenscheinlich um zunächst das Kanoe zu umringen, dann von allen Seiten zugleich mich anzugreifen und kampfunfähig zu machen. Da ich zögerte, zur Büchse zu greifen, galt es ihnen als Bestätigung, daß ich sie in der Hast zurückgelassen habe, oder sie mochten sich besonnen haben, mir blindlings auf den Leib zu rücken. Dafür behielt ich sie um so schärfer im Auge, und erst als der vorderste nur noch wenige Ellen entfernt, bewaffnete ich mich zu ihrem sichtbaren Schrecken. Doch kaum flog der Kolben an die Schulter, als alle untertauchten. Hofften sie, mich zu beirren, auf daß ich meinen Schuß verfrüht abgebe, so hatten sie sich heillos getäuscht. Luft schöpfen mußten sie auf alle Fälle, und so wartete ich geduldig, bis der erste Kopf oberhalb des Wasserspiegels erschien, um ihn in demselben Augenblick von der Kugel durchbohrt zurücksinken zu sehen. Noch einmal tauchte der Lump bis zur halben Brusthöhe empor, um alsbald wieder lautlos zu verschwinden.

„Wütendes Gellen schallte von dem bereits fernen Uferande herüber, mit wütendem Geheul antworteten die drei noch übrigen Verfolger. Um mich am Laden zu hindern, verdoppelten sie ihre Anstrengungen. Meine Lage aber gestaltete sich dadurch noch verhängnisvoller, daß das Kanoe auf einen Strudel geraten war und auf derselben Stelle zu treiben begann, und ich war eben im Begriff, eine neue Kugel in den

Lauf zu stoßen, als die beiden Nächsten die Hände nach dem Kanoe ausstreckten. Ich ließ die Büchse fallen, und bevor der erste festen Halt gewann, hatte ich ihn mit einer der schweren Stahlfallen über den Kopf geschlagen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er verschwand wenigstens, und nach dem mit vollster Kraft geführten Hiebe hatte ich mich noch nicht aufgerichtet, als der zweite, wie unter dem Kanoe hervor, blühschnell vor mir auftauchte, mit beiden Händen meinen Hals umklammerte und dem Genossen, der eine Strecke zurückgeblieben war, zurief sich zu beeilen. Ich vermochte nur noch, ihm das Messer zwischen den Zähnen hervorzureißen. An dessen Benutzung hinderte mich dagegen, daß ich, um der an meiner Kehle hängenden Last zu begegnen, mit beiden Armen mich ausstüßte. Zugleich fühlte ich, daß infolge des Luftmangels die Bestimmung mich zu verlassen drohte, und es wäre mein letztes gewesen, hätte der Gegner, um dem Kentern vorzubeugen, mit dem einen Knie nicht auf dem Bootsrand nach einem Halt gesucht. Doch schlüpfrig von der Rasse, glitt er ab, und nunmehr unserem beiderseitigen Gewicht nachgebend, neigte das Kanoe sich plötzlich zur Seite, der Griff um meine Kehle lockerte sich, und zu einer letzten Anstrengung mich emporrassend, führte ich mit der bewehrten Faust blindlings einen Stoß nach seinem Halse. Ob mit



Zu einer letzten Anstrengung mich emporrassend, führte ich mit der bewehrten Faust blindlings einen Stoß nach seinem Halse.

tödlichem Erfolg, weiß ich nicht. Ich gewahrte indessen, daß er untertauchte, wieder auf der Oberfläche erschien und, einen Blutstreifen hinter sich herziehend, dem Ufer zustrebte. Und die höchste Zeit war es, daß ich von ihm loskam; denn nur um

Sekunden handelte es sich, und der andere, der bereits den Bootsrand packte, hätte mir in meiner Hilflosigkeit wie einem Hammel auf der Schlachtbank die Windpfeife durchgeschritten; nunmehr aber beeilte er sich, dem flüchtenden Genossen zu folgen.

„Erleichtert atmete ich auf und kehrte meine Aufmerksamkeit dem wie ein Kork tanzenden Fahrzeug zu. Es war inzwischen von dem Strudel hinuntergeglitten und schoß mit rasender Eile und zwar fortgesetzt in schiefer Lage einher. Gänzlich umschlagen befürchtend, neigte ich mich über Bord, fuhr aber erschrocken zurück, als ich in das verzerrte Gesicht des von der Falle Getroffenen sah. Mit schwindender Kraft hatte er sich am scharfen Bug festgeklammert. Tot war er, aber die starren Fäuste konnten nur mit dem Messer gelöst werden, worauf die Wellen über ihm zusammenschlugen.

„Den heimtückischen Feinden entronnen, zeigte die Gefahr sich nunmehr von einer anderen Seite. Die Fälle waren nicht mehr weit, und da mir jedes Mittel zum Steuern fehlte, trieb ich, sofern es mir nicht gelang, das Kanoe zu verlassen und irgendwo festen Fuß zu fassen, dem unabwendbaren Verderben entgegen; denn an Schwimmen in den tosenden Strudeln war beim besten Willen nicht zu denken. Ratlos spähte ich um mich. Die Indianer, die unzweifelhaft mit meinem Ende rechneten, besanden sich längst außer Sicht. Ich selbst dachte nicht anders, zumal ich in die Hauptströmung geraten war, die mich nach der Mitte des Stromes hinauftrug. Doch was mir als ein Verhängnis erschien, gereichte mir zum Heil. Es erwies sich nämlich, daß sie, von dem westlichen Ufer abprallend, die schräge Richtung nach dem östlichen hinüber verfolgte. Bald darauf flog das Kanoe dicht an schroffen Felsvorsprüngen vorbei und zwischen aus den Kluten emporragenden Klippen hindurch; dann aber dauerte es voraussichtlich nur Minuten, bis die Strömung wieder abwich, und nutzte ich die nicht aus, so war ich verloren.

„Den ersten Versuch unternahm ich mit den Fallen. Zu sicherem Wurf brachte ich beides im Vorüberschießen auf einen Felsblock, der noch in der Uferwand haftete. Der nächste nahm Pulverhorn und Kugeltasche in Empfang. Ebenso rettete ich eine kurze Strecke weiter die Büchse. Dann stand ich auf der Lauer, um auch für mich eine Gelegenheit zu erspähen. Felsen folgte auf Felsen, doch keiner, der den Füßen einen Halt oder den Händen einen rettenden Strauch geboten hätte. Schroffer wuchsen die Gesteinsmassen empor, drohender drang das Brüllen und Tosen zu mir herüber. Ums Gleichgewicht kämpfend, bohrte ich die Blicke förmlich in das Ufer ein. Die Brandung ringsum belehrte mich, daß die Strömung abermals abprallte und eine neue Bahn wählte, da gab es kein Zaudern mehr. Den einen Fuß auf dem Bootsrand, faßte ich den nächsten Vorsprung ins Auge, und gelangte, mir einen heftigen Schwung gebend, hinter demselben in ruhiges Wasser, das mir knapp bis an die Brust reichte. Der Stoß hatte das Kanoe umgeworfen, ich selbst

aber war gerettet. Silfertig kletterte ich nach oben, wo ich mich erschöpft auf den Rasen warf. Mein nächster Gedanke galt den Gefährten. Was war aus ihnen geworden? Waren alle in die Gewalt der Siour gefallen? Konnte der eine oder der andere nicht gleich mir entkommen sein? so fragte ich mich. Wie von ihnen, trennte der Fluß mich auch von den verschlagenen Feinden; ich mochte daher ohne Gefahr bis dahin zurückgehen, wo der Ahorn die verhängnisvolle Stätte kennzeichnete. Wieder im Besitz von Büchse, Munition und Fallen, wanderte ich stromaufwärts. Die ganze Nacht verbrachte ich auf dem ungebahnten Wege. Erst als der Tag sich lichtete, erkaunte ich unsern verödeten Lagerplatz. Die Kosseln des verlöschenden Feuers hatten das zerstampfte Gras in Brand gesetzt, der langsam dem Ufer zuschwälte und in den trockenen Treibreisern neue Nahrung fand. Sonst regte sich nichts. Vorsichtiger noch schlich ich weiter, bis ich dem Ahorn gegenüber eintraf. Den Schutz des Gebüsches suchend, lauschte und spähte ich argwöhnisch. Alles blieb tot und still. Endlich schickte ich unseren Signalpfeiff über den Fluß. Er wurde sofort beantwortet, doch niemand zeigte sich. Erst als ich ins Freie hinaustrat, erblickte ich Ben, der zu meinem Erstaunen mit der Büchse auf dem Rücken von dem Baum kletterte und durch dringliches Winken mich aufforderte, ihm mich zuzugesellen. Leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Der Fluß war breit, die Strömung gefährlich; doch ich stand damals in Ihrem Alter, da setzt man sich leichter über Unbequemlichkeiten hinweg. Wiederum stromaufwärts wandernd, warf ich von Zeit zu Zeit ein Stückchen Holz oder Rinde ins Wasser und spähte ihm nach, so lange es sichtbar. Damit verbrachte ich eine halbe Stunde, als ein größerer Ast, den ich hinausgeschleuderte, die Richtung nach dem jenseitigen Ufer einschlug. Das war entscheidend. Ich schleppte mehrere von der Sonne ausgedörrte Treibhölzer herbei, schnürte sie mittels gedrehter Weiden zusammen, befestigte meine Habeligkeiten samt Kleidungsstücken auf denselben, und das kleine Floß vor mir herschiebend, vertraute ich mich schwimmend der Strömung an. Und sie half rechtchaffen nach; denn als ich landete, betrug es noch immer eine Strecke bis zu dem Punkt, wo Ben mich ungeduldig erwartete. Wieder vereinigt, wechselten wir nur wenige Worte über meine Flucht. Zu ernst beschäftigte uns das Los der Gefährten. Waren sie noch am Leben, so mußten wir alles daran setzen, sie den grausamen Feinden und einem qualvollen Tode zu entreißen. So kann der Mensch nie zu vorsichtig sein; denn hätte Ben die Büchse nicht mit nach oben genommen, wo dichtes Laub ihn den schärfsten Augen entzog, er selbst aber nordwärts einen Blick nach unten zu werfen vermochte, so würden die listigen Hunde unfehlbar nach dem Besitzer des Gewehrs gesucht und ihn auch gefunden haben, während sie andererseits in der wilden Aufregung und gährenden Wut an nichts weniger dachten, als an eine nähere Prüfung der schattigen Baumkronen. Wie Ben berich-

tete, war die Kotte, nachdem das Kanoe samt seinen Verfolgern von der Strömung um die nächste Uferbiegung herumgeführt worden, ihm nachgegangen, bis Gellen und Heulen, das bei der Begegnung mit den beiden Überlebenden sich erhob, ihn auf den Gedanken brachte, daß ich doch wohl mit heiler Haut davongekommen sei. Zu seinem Schrecken kehrten sie noch einmal zurück, und er gab sich schon verloren, als sie, anstatt nach ihm zu forschen, ihre Rache an den Nuderkellen und sonstigen umherliegenden Gegenständen kühlten, alles zertrümmerten und in den Strom warfen. Damit fertig, gingen sie, wie Ben auf seinem lustigen Sitze erkundete, bis dahin zurück, von wo aus sie vorigen Tages den Angriff auf uns einleiteten.

„Zunmer noch einen Überfall fürchtend, verbrachte er die Nacht da oben. Erst kurz vor meinem Signalpfeiff entdeckte er, daß die Wilden ausbrachen und in westlicher Richtung abzogen.

„Zerschlagen und halbverhungert rasteten wir vor allen Dingen. Zum Glück hatte die Brut sich zwar an unserm Fleischvorrat gütlich getan, jedoch verabsäumt, den Nest mit fortzunehmen. Ein Mahl war daher bald angerichtet. Zur Sicherheit steckten wir noch einige geröstete Fleischstücke zu uns, und mit frischen Kräften begaben wir uns auf den Weg.

„Nachdem wir uns im Vorbeigehen überzeugten, daß die Siour, die unglückseligen Gefangenen zwischen sich, ihre Neststätte in der Tat ausgegeben hatten, folgten wir ihnen auf dem frisch gebrochenen Pfade nach. Meile auf Meile wanderten wir, und die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als mehrere Rauchsäulen uns darüber belehrten, daß wir uns einem größeren Lager näherten. Von da ab verdoppelten wir unsere Vorsicht. In weitem Bogen daselbe umschleichend, gelangten wir auf eine felsige Hügelkette, die das Tälchen eines spärlich fließenden Baches begrenzte und einen Überblick ermöglichte. Mehrere Lederzelte erhoben sich auf der grasigen Lichtung. Pferde weideten hier und da. Der hochstehende Mond und die lodernden Feuer verbreiteten hinlänglich Helligkeit, um die Gefährten deutlich zu unterscheiden. Unter einem Baum saßen sie, mit dem Rücken an dem Stamm gefesselt. Hin und wieder stürzte eine wütende Squaw auf sie zu, um sie keifend mit Verwünschungen zu überschütten und das Messer drohend vor ihren Gesichtern zu schwingen. Andere kauerten am Wasser und sandten abwechselnd unheimliches Klagegeheul in die Nacht hinaus. Die Männer lagerten um ein größeres Feuer. Der Kalumet ging von Hand zu Hand, und wenn einer sich erhob, so geschah es, um in wilder Rede den Nachedurst zu schüren. Nach unserem Dafürhalten hatten die beiden Gefangenen, sofern wir nicht einschrritten, nur noch vier Tage zu leben; denn so lange dauerte es bis zum Vollmonde, dessen geheimnisvoller Wechsel die Nähe des großen Manitu verriet.

„Auf den ersten Blick begriffen wir die Unmöglichkeit, die Armsten weder durch List noch durch Gewalt

zu befreien. Wäre es uns bei dem unter den Wilden herrschenden Sicherheitsgefühl und der damit geeinten Sorglosigkeit wirklich gelungen, die Bande zu zerschneiden, so hätte die mißglückte Flucht nur unser aller Ende besiegelt. Und so gipfelte unsere Hoffnung allein darin, daß der Wasserlauf vor uns dasselbe Flüsschen sei, nahe dessen Mündung wir das Biberdorf entdeckten. Bestätigte sich das, so konnte die Entfernung bis dahin höchstens sieben bis acht englische Meilen betragen. Dann aber gelangten wir mit dem Fäßchen in den Besitz von Mitteln, durch die wir sogar einer noch stärkeren Horde gewachsen gewesen wären.

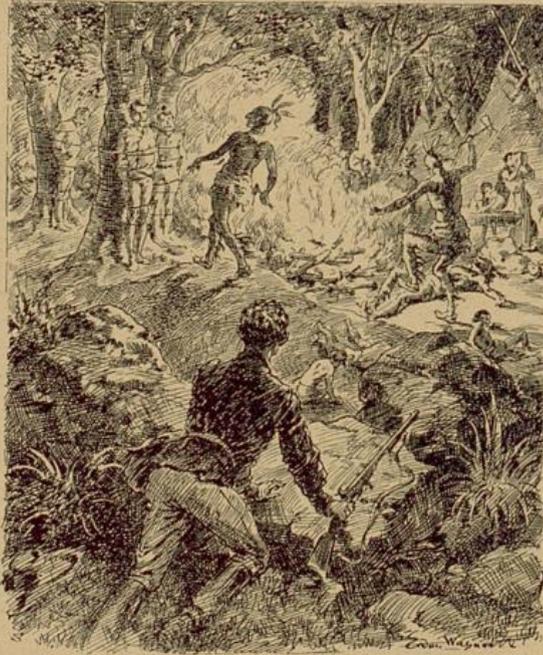
„Zum Äußersten entschlossen, schlichen wir auf dem keine Fährten annehmenden Abhänge in den Bach hinab, wo die Spuren ebenso schnell verwischt wurden, wie sie entstanden, und ihn zum Wegweiser wählend, erreichten wir noch vor Tagesanbruch die Biberdämme und unsere Schatzkammer. Nach kurzer Rast und einem kräftigen Zug aus dem Fäßchen traten wir den beschwerlichen Rückweg an. Abwechselnd trugen wir die Waffen und den Whisky, und über die innezuhaltende Richtung nicht im Zweifel, trafen wir bei Einbruch der Dunkelheit in der Nachbarschaft des feindlichen Lagers ein. Da ich unfehlbar wieder erkannt worden wäre, unternahm Ben es, mit den Sioux in Verkehr zu treten, wogegen ich selbst unter dem Schutz der Nacht bis an den Saum der Lichtung vorkroch, wo ich mich behutsam zwischen Gestein und Gestrüpp einnestelte.

„Ben war inzwischen auf einem Umwege dem bekannten Pfade zugeeilt, und in denselben einbiegend, schritt er frei und offen ins Lager. Sein plötzliches Erscheinen rief eine geräuschvolle Bewegung hervor. Als man ihn umringte, bot er den mißtrauischen Wilden sein Feuerwasser zum Tausch für Pelzwerk an; zugleich gab er als Beweis seines Vertrauens zu verstehen, bei ihnen übernachten zu wollen. Eine kurze Beratung folgte, worauf man ihn um das Faß erleichterte und vor die Gefangenen hinführte. Argwöhnisch hingen alle Augen an beiden Theilen. Doch die Unglücksgefährten waren auf der Hut. Nicht mit der leisesten Miene verrieten sie Erkennen. Das aber genügte den schon allein durch den Anblick des Fasses

gefährlich aufgeregten Rothhäuten nicht, und so machten sie kurzen Prozeß. Um sich dem Genuß des ihre Sinne schon im voraus bannenden Feuerwassers ungestört hingeben zu können, schnürten sie Ben ebenfalls an einen Baum, worauf die Hälfte der Krieger das Lager verließ, um die nächste Umgebung zu durchsuchen. Großen Eifer verrieten sie beim Abspüren nicht, denn schon nach einem Viertelstündchen führte überwältigende Gier sie wieder zurück, wobei einzelne so dicht an mir vorüberschritten, daß ich sie beinahe mit der ausgestreckten Hand hätte berühren können. Die Aussicht auf einen festen Rausch hatte sie blind und taub gemacht.

„Endlich reichte man sich um das Feuer. Das Spindloch des Fasses wurde geöffnet und in langen Zügen trank der vornehmste Krieger, während die lüfternen Augen der übrigen ihn mit neidischer Spannung überwachten. Als er das unhandliche Gefäß absetzte, wollte ein anderer zugreifen, allein einer neuen Geduldprobe war keiner mehr gewachsen. Das Fäßchen wurde daher in zwei Blechfessel entleert, aus denen jeder nach Belieben schöpfte, dann aber war's eine rechte Genugthuung, zu beobachten, wie alle sich in ihr Verderben hineintrauten. Weiber und Kinder, die sich anfänglich schon im Hintergrund hielten und schon allein durch den Whiskyduft unwiderstehlich angezogen wurden, rückten immer näher, bis sie endlich hinter den unerfättlichen Zedern kauerten und mit der Raubgier hungriger Wölfe den Zeitpunkt herbeisehnten, in welchem der letzte besinnungslos umsinken würde, um dann selbst über den Nest, so weit er nicht verschüttet worden, herzufallen. Ja, dergleichen muß man gesehen haben, um es zu glauben. Aber die Wirkung des Alkohols auf die Indianer ist fast eine unmittelbare und daher um so gefährlicher.

„So entwickelte sich denn auch hier ein Gelage, wie ich in meinem langen Leben nie ein gräßlicheres beobachtete. Dumpfes Heulen, wahnwitziges Lachen und wütendes Zammern zitterten durch die Nacht. Unterdrückte Feindschaft und verheimlichte Eifersucht brachen sich Bahn. Im Kampf um die gefüllten Tonnapfe wurden Messer gezückt und der Tomahawk geschleudert. Aber die blöde stieren Augen waren geblendet, die bewehrten Arme erschlaft, daß die



Endlich erhob sich ein junger Krieger und schwanfte, das Beil in der Faust, auf die Gefangenen zu.

Waffen ihr Ziel nicht erreichten oder es verfehlten. Endlich erhob sich ein junger Krieger und schwankte, das Beil in der Faust, auf die Gefangenen zu. Mir stand der Atem still und ich zog bereits die Büchse vor mich hin, als er taumelte, hinfiel und nach dem vergeblichen Versuch, sich wieder aufzurichten, wie leblos dalag. So folgte einer dem anderen. Wer zusammenbrach, verharrte mit verzerrten Zügen und gekrümmten Gliedern in der unnatürlichen Stellung. Raum aber war der Letzte einer unlösllichen Betäubung anheimgefallen, als Weiber und Kinder sich herandrängten, und jedes fand noch mehr als genug vor, um sich dem Genuß des Feuerewassers nach Willkür hingeben zu können. Schneller als der Männer bemächtigte sich ihrer Trunkenheit. Ringend um die Vorhand, wanden sie sich scheußlich durcheinander und stolperten über die Leiber der Besinnungslosen, um nicht mehr aufzustehen. Schwächer wurde das Keifen, Grunzen und Kreischen. Blöder stierten die verglasten halbgeschlossenen Augen. Die Mutter wälzte sich auf den Säugling, die Faust des Vaters umklammerte das Messer, an welchem vielleicht das Blut des Bruders oder des Sohnes klebte. Es war fürchterlich anzuschauen und doch kein zu hoher Preis für die Befreiung der Gefangenen. Der wüste Lärm war aber noch nicht ganz verstummt, als ich mit schnellen Schnitten deren Bande löste und sie aufsprang, um durch heftige Bewegung die in Krämpfen erstarrten Glieder neu zu beleben und zu schmeidigen. Obwohl hier und da ein Kopf sich hob, unter dem wirren schwarzen Haar hervor stumpfsinnig zu uns auf sah und wieder zurück sank, fühlten wir uns doch vollkommen sicher. Auf mehr als sechs Stunden zum Vorsprung durften wir indessen nicht rechnen, und so trafen wir schleunigst unsere Vorbereitungen zur Flucht. Vier Pferde standen bald unter Reitsätteln, vier andere unter Packböcken. Auf zweien von diesen verluden wir den wertvollsten Teil des vorhandenen Pelzwerkes und damit waren wir reisefertig. Es brauchte nur noch die Möglichkeit der Verfolgung abgebrochen zu werden. Das niedergebrannte Feuer wurde geschürt und mit dem zur Hand liegenden Holz genährt, daß es hoch aufloderte, und dahinein wanderten Sättel, Riemenzeug und Fangleinen. Es folgten alle Waffen, die in der Haft zu finden waren; sogar die Küchengeräte wurden der Vernichtung preisgegeben, und wohlgenut ritten wir der Biberkolonie zu. Die tags zuvor geöffnete Schatzkammer fanden wir unberührt. Ohne Zeitverlust zogen wir die verborgenen Vorräte ans Tageslicht, verluden sie auf die beiden noch unbelasteten Pferde, und ungestört ging es am Mississippi hinunter nach dem Dorfe der Schippewäs."

Mit dem letzten Wort hielt Leroux sein Pferd an. „Ich kalkulier“, wir erwarten den Train,“ bemerkte er absteigend.

Ich folgte seinem Beispiel. Wir befanden uns in der Mündung einer zerklüfteten Schlucht. Vor uns dehnte eine von Bergjochten eingeschlossene salbe Sandebene sich aus, ein Bild wahrer Trostlosigkeit. Wie

um uns für den Anblick zu entschädigen, zauberte die Mirage, durch den Zusammenstoß ungleich erwärmter Luftschichten bedingt, einen trügerischen, wellenschlagenden Wasserpiegel vor uns hin.



Der Gotteslohn.

Bachsteigers Sepple hatte in seiner Jugend nicht viel Speck und Nuten schnitten bekommen, und Braten gar kannte er nur vom Hörensagen. Sein Vater war nämlich nur ein armer Holzmacher, dazu noch häufig krank, und die Mutter ging, soweit sie bei ihrer Kinderschar Zeit zu erübrigen vermochte, bei den Bauern in Taglohn, wobei sie auch keine Reichtümer zu sammeln vermochte.

Trotz alledem wuchs der Sepple, der Kronprinz der Holzmachersfamilie, prächtig auf, und man sah es seiner strammen Haltung und den gesund roten Backen entfernt nicht an, daß der Magen weniger gut als der des Bürgermeisters Hänslle versorgt wurde. Ja, man hätte eher das Gegenteil annehmen können, denn Bürgermeisters Hänslle, dem man den ganzen Tag „Mund, was willst du“ zuschobte, so daß keine genossene Speise die ihr gebührende Zeit zur Verdauung bekam, sah im Gegensatz zu dem Bachsteiger Sepple sehr elend, schwächlich und gelbhäutig aus.

Der Bachsteiger Sepple war aber nicht nur körperlich, sondern auch, was Geist und Gemüt betraf, ein sehr wohlgeratener Bursche. Der Pfarrer und sein Lehrer meinten oft, es sei schade, daß er in der Bachsteigerhütte und nicht auf dem Rinkenhof, wo die erforderlichen Mittel da wären, zu Hause sei, denn wenn einer, so hätte der das Zeug zum Studieren.

Der Sepple grübelte über seine Armut nicht weiter nach. Er hielt sich nicht an die Wörtchen „wenn“ und „aber“, er rechnete nur mit der Tatsache und betrachtete die Dinge frisch und munter, wie sie waren. Er wurde zuerst ein fideles Gänsehirt, dann, als er die Hosen selbst zuzuknöpfen verstand, wurden die Schweine und schließlich die Kühe, Kälber und Ochsen seiner Obhut anvertraut, die er denn auch meisterlich zu regieren verstand.

Bei den Bauern, deren Hirte er war, gab es nun zwar fettere Bissen als in der Hütte seiner Eltern. Aber dennoch gefiel es ihm nirgends besser als daheim bei seinen Angehörigen, und die glücklichsten Stunden waren es, die er an Sonntagnachmittagen bei seiner „Tate“ (Mutter) zubringen konnte. Und als die Tate ihm eines Sonntags unter Tränen erzählte, daß es anfangs fast nimmer zureichen wolle,

seit der Vater wieder drei Wochen krank gelegen und nichts mehr verdienen konnte, da stürzten dem Sepple ebenfalls die Tränen aus den Augen, und in der weichen Stimmung schlang er beide Arme um der Mutter Hals und sagte: „O Tantele, wenn ich nur erst groß bin, sollst du keine Not mehr leiden,“ und als er an jenem Nachmittag heim zu seiner Bäuerin kam und diese ihm, wie gewohnt, ein Stück Speck und Brot vor dem Ausfahren vorsetzte, schob er beides zurück und sagte: „Nit, nit, Büri. I will nünt meh' z' Obe und z' Müni, so lang min Vatter so chrank ischt und d' Muetter so schmal choche muess. Hebet de Speck und 's Brot, wo ich esse sött, uf die Woche un gem mer's derno am Sunntig alles mitenand, aß i's miner Muetter bringe cha!“

Die Bäuerin, die auch keinen Stein an Stelle des Herzens liegen hatte, war gerührt ob Sepples kindlicher Liebe und meinte: „Deiner Mutter, Sepple, will ich Speck und Brot schicken, wenn es ihr so söllt mangelt, und auch hie und da ein „Chacheli“ Milch und Erdäpfel. Aber du brauchst deswegen nicht zu fasten. Ich nur tapfer und fahr denn us in Gottesname. Du bist ein recht braver und gattiger Bub.“

Der Sepple war übergücklich über das Versprechen der gutherzigen Bäuerin, und damit ihr Lob betreffs des braven und gattigen Bubens seine Rechtfertigung finden sollte, bemühte sich Sepple nur noch mehr in der Bäuerin Dienst; fleißiger trug er ihr Holz in die Küche, noch sorgsamer hütete er das ihm anvertraute Vieh, zarter und liebevoller ging er mit dem kleinen Theresle, der Bäuerin Töchterchen, um, und er dachte schon der Zeit, wo er auf dem Hof den Knecht machen und durch den erhöhten Lohn noch mehr zur Linderung der Not, die in seiner Eltern Verghäuschen so erbarmungslos sich niedergelassen, beitragen konnte, da kam der Pflasterermeister Nübling auf den Hof, um unter der Dachtraufe eine Rinne aus Rheinwaden herzustellen. Der Sepple mußte ihm den Handlanger machen, und erwies sich dabei so fleißig und geschickt, daß Herr Nübling dachte, einen besseren Lehrbuben, den er gerade brauchte, würde er nirgends mehr finden.

„Sepple,“ sagte er eines Tages zu ihm, „hättest du nicht Lust zum Pflastererhandwerk? Es ist das schlimmste noch lange nicht. Mir scheint, daß du sehr gut dazu passen würdest.“

„Ja, verdient ein Pflasterer auch viel Geld?“ fragte Sepple, der dabei an seine bedrängten Eltern dachte, „ich muß eben schon einen Lohn haben, daß ich mein armes „Tantele“ unterstützen kann.“

„Das wird dir bei meinem Handwerk eher möglich sein, als wenn du Bauernknecht bleibst. Als Lehrling bekommst du bei mir Kost und Wohnung, ich beschaffe dir die Kleider und gebe dir überdies das erste halbe Jahr wöchentlich zwei, später drei, auch fünf Mark. In zwei Jahren hast du ausgelernt, dann verdienst du fünf, auch sechs Mark am Tag, bei Accordarbeit und erforderlichem Fleiß kannst du es auf zehn Mark bringen!“

Fünf bis sechs Mark im Tag! Das schien dem Sepple, der im Jahr nur dreißig Mark und zwei Paar Pechschuhe nebst Strümpfen und Zwilchhofen bezog, ein Vermögen zu sein, und die Aussichten, die ihm da der Pflasterermeister eröffnet hatte, brachten ihn fast aus dem Häusle.

„Mir wär's schon recht, Meister Nübling, aber Ihr müßt halt mit mine Eltere und au mit em Bur rede. Denn so drus laufe möcht' i doch nit,“ sagte Sepple.

Und Meister Nübling sprach zuerst mit Sepples Angehörigen und dann ebenso mit seinem derzeitigen Meister, dem Ninkenbauern. Die ersteren waren gerne damit einverstanden, und der Ninkenbauer sagte, er verliere den Sepple, an dem er sich einen tüchtigen Knecht heranzuziehen beabsichtigt habe, ungern, aber seinem Glück wolle er nicht im Wege stehen. Wenn der Sepple beim Handwerk ein besseres Auskommen finde, nun wohl denn, er gönne es ihm von Herzen, denn er sei immer ein fleißiger, braver Bube gewesen, der ein besseres Stück Brot verdient habe.

So zog Sepple mit Meister Nübling in die Stadt, und beide hatten es nicht zu bereuen. Sepple wurde ein tüchtiger Arbeiter in seinem Fach, und die Frau Meisterin sagte oft, einen braveren Lehrlingen hätten sie noch nie im Hause gehabt.

Schon als Lehrlinge schickte Sepple alles, was er nur aufbringen konnte, heim an seine Eltern, und als er einmal Geselle wurde, konnten diese in jedem Monat sicher auf einen Beitrag von dreißig Mark rechnen. Zur Besperzeit, wenn seine Mitgesellen sich jeweils ein paar Flaschen Bier genehmigten, trank Sepple nur zwei Glas, aß ein tüchtiges Stück Brot dazu, und abends ging er gar nicht ins Wirtshaus; von einem „Blauen“ war bei ihm gar keine Rede. Er hatte zwar dieses mäßigen Lebens wegen viel anzustehen von den andern, aber das Bewußtsein, seine kindliche Pflicht erfüllt zu haben, tröstete ihn über alles. Und als seine Meisterin einmal meinte, seine kindliche Liebe sei ja schön und zu loben, daneben aber sollte er doch auch mehr an sich selbst denken und nicht gar alles heim schicken, sondern auch etwas auf der Sparkasse anlegen, da sagte Sepple, der inzwischen zu einem strammen, prächtigen Sepp ausgewachsen war: „Auf die Sparkasse? Da lege ich ja schon lange alles an, was ich erübrigen kann, und zwar in die Sparkasse unseres lieben Herrgottes, wo das Kapital am besten angelegt und verzinst wird. Meine Mutter sagt allemal, wenn ich heimkomme, „Sepple,“ sagt sie, „du verdienst dir einen Gotteslohn an uns.“ Und was meine Mutter sagte, hat sich noch immer als wahr erwiesen, und so sehe ich getrost der Zukunft entgegen, und was sie mir auch bringt, Leben oder Tod, ich erschrecke nicht, denn ich hab' meine Kindespflicht immer erfüllt und halte mich an das göttliche Wort, welches sagt: »Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl ergehe auf Erden.« Aber auch ohne diese Verheißung, ohne Aussicht auf Wiedervergeltung würde ich meine Pflicht tun. Wo kein Gesetz mich zwingt,

da spricht mein Herz. Ich könnte meine Eltern, denen ich nächst Gott alles verdanke, die von Jugend auf ihr mageres Stücklein Brot mit mir teilten, nicht darben sehen."

Die Meisterin war gerührt über diese Worte und konnte ihn nicht genug loben, dafür aber verspotteten ihn seine Mitgesellen um so mehr, doch Sepple sagte dann immer nur: "Lacht nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich glaube, daß ich der Letzte im Lachen sein werde." Er behielt Recht, er konnte wirklich zuletzt lachen.

In Hinterfingen, seinem Heimatsorte, war der Badwirt, trotzdem er der Mittel zum Leben viel mehr als genug hatte, auch der grauen Haare und Jahre noch wenige zählte, zu seinen Vätern gegangen, und seine Frau, die Marianna, die nun meinte, es sei nicht mehr zum Dasein, folgte ihm in ganz kurzer Zeit darauf. Marelli, der Eltern einziges Kind, war nun die Erbin all ihres reichen Nachlasses. Das Bad war gut besucht, lag in überaus schöner, gesunder Gegend, war schuldenfrei, und die schönsten Äcker und Wiesen, die in der Hinterfinger Gemarkung lagen, gehörten dazu.

Ein Wirt zu werden, ist heute gar vieler Menschen Absicht und Begehr. Denn die immer zunehmende Mode des Zusammenstehens, Wirtshaushockens und die Trunksucht machen diese Geschäfte vor allen andern rentabel. Und dann ist es auch plästerlicher und weniger mühsam, mit den Gästen zu politisieren, als am Schraubstock, Amboß oder an der Hobelbank zu stehen, wobei das Brot nur unter vielem Schweiß gewonnen wird. Daher kommt es auch, daß alle älteren Herrschaftsdienere, Kutscher, Landwirte, denen das Arbeiten verleidet, auf die Frage: "Was wirst du nach deiner Verheiratung oder nach Aufgabe deines jetzigen Geschäftes beginnen?" zur Antwort geben: "Eine Wirtschaft will ich pachten. Das ist ein Geschäft, wobei man allein noch auf einen grünen Zweig kommen kann."

Und wenn nun gar noch eine Badwirtschaft mit erträglicher Dekonomie frei wird, dann kann man sich denken, daß alle Hände sich darnach ausstrecken, besonders wenn sie zu erheiraten ist, und man im Glücksfalle nicht zu kaufen braucht.

Und so kam es denn, daß des Badwirts Marelli, das nun im Bad zu Hinterfingen das Regiment führte, eine sehr gesuchte Person wurde. Leute aus allen Ständen beiderlei Geschlechts kehrten nun ein. Die alte Nazibäuerin, die sehr viel Hochmut und drei heiratsfähige Buben hatte, stellte sich ein, weil, wie sie sagte, ihr Keißimatismus den Gebrauch des Bades nötig mache. Und damit man ja von der Wahrheit ihrer Angabe überzeugt werden möchte, badete sie täglich zweimal und aß daneben wie ein Drescher. Unter Tags sprach sie dann vom Wetter, von den Heiligen, vom Korn und vom Hansbau und so ganz nebenher natürlich auch von ihrem Schorsch, der in Karlsruhe bei den Grenadieren stand und schon einen Knopf bekommen hatte. Der sei einer, wie es sie nicht alle Tage schneie, sagte die Nazibäuerin

zu Marelli, der jungen Badwirtin. Die Mädchen in Karlsruhe, sogar die Tochter seines Feldwebels, man solle denken, laufen sich fast die Beine ab um ihn. Er aber, das habe er schon oft geschrieben, wolle eine tüchtige Frau vom Lande, die Hand mit anlegen und selbst kochen und bügeln, waschen und nähen könne, keine so verhätschelte Stadtmamsell, an der bloß der Mund gut sei. Sie, die Nazibäuerin, habe um den Schorsch keine Angst, der gäbe einen Mann aus dem ff, und selbst das Marelli würde sein Glück mit ihm machen, meinte sie. Als das Marelli aber auf diese Herausforderung nicht einging und unter den Worten: "Ich muß nach dem Fleisch sehen, ob es weich ist," zur Küche sich begab, und auch spätere Anzapfungen geschickt zu umgehen verstand, erklärte sich die Nazibäuerin als geheilt und zog wutschnaubend heimwärts. Nun steckte des Bürgermeisters Hans ein goldenes Knöpfchen vornen in die fein gefältelte Brust seines Sonntagshendes und zog ein rotseidenes Knüpfle, ein Halsstüchle, an, dessen Franzen im leisen Zephyr des Frühlings sich wiegten, und versuchte mit herrischem Auftreten sein Glück, aber alles war umsonst. Marelli blieb kühl bis ans Herz hinan, und Hans konnte gehen, woher er gekommen. Jetzt ließ sich des Müllers Andres Kanonentiefel nach der neuen Mode machen, bestieg des Vaters Fuchswallach und suchte als Ritter zu gewinnen, was Hans, dem Bürgermeistersohn, zu Fuß nicht gelungen war. Auch er hatte kein Glück. Aber Marelli mußte heimlich nur lachen ob seinem Gebaren und sagte zu sich selbst: "Sie können laufen und reiten, sich putzen und schmücken, solange mein Herz nicht warm wird, nehme ich keinen. Und besonders solche Proben, die mir durch ihre Anträge eine Gnade zu erweisen vermeinen, sind mir in der Seele zuwider."

Als ihr aber Sepples Mutter, die im Bad zum Waschen angestellt war, von des Sohnes Liebe und Treue, von seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit erzählte und seine Photographie und die Postabschnitte, die sie jeweils mit den Geldsendungen erhielt, zeigte und dabei Freudentränen vergoß, natürlich und ungemacht, und ohne eine Absicht dabei zu haben, da wurde es dem Marelli warm ums Herz, und es sagte: "Was der Sepp Euch schon alles getan hat, Bachsteigerin, ist viel, wenn man bedenkt, daß er jeden Pfennig erst sauer verdienen muß, und die, welche ihn einst zum Mann bekommt, kann sich glücklich schätzen. Denn wie die Liebe und Treue des Sohnes zur Mutter, so die Liebe zum Mädchen seiner Wahl. Habe ihn schon lange nicht mehr gesehen, er kommt so selten nach Hinterfingen."

"Er ist halt immer am Sparen, und er hat schon oft gesagt, daß er das Geld lieber bei uns, seinen alten Eltern, als an der Eisenbahn anlege. Nächste Pfingsten aber wird er kommen, und wir freuen uns jetzt schon drauf."

"Hoffentlich wird er dann auch dem Bad einen Besuch abstatten," sagte Marelli. "Habe ihn immer gut leiden können, weil er so brav, artig und nicht

so grob wie die andern Buben war, und möchte ihn gar gern wieder einmal sehen.“

Die Bachsteigerin war glücklich, daß das Mareili, die reiche Badwirtin, sich auch für ihren Sepp interessierte, und hinterbrachte ihm, als er heimkam, deren Wunsch, und der Sepp, der sich noch gar wohl an das Mareili erinnerte und an die Butterknechten, die es ihm oft auf dem Schulweg zugesteckt hatte, war gerne dazu bereit, diesen Wunsch zu erfüllen.

Der Sepp war bei seinem so mächtigen, soliden Lebenswandel ein recht hübscher Bursche geworden. Etwas über mittelgroß, hatte er eine gesunde, blühende Gesichtsfarbe, schöne, treue, herzzgewinnende, blaue Augen, blonde Kraushaare, und ein allerliebstes Schnurrbärtchen, und als er nun der jungen Badwirtin Besuch machte und ihr so treuherzig, freundlich und gewinnend die Hand reichte, da wurde Mareili über und über rot, und das Herz wurde warm und wärmer und heißer, je länger sie mit dem Sepp verkehrte. Der Sepp selbst aber sah zu Mareili wie zu einer Heiligen auf, und sein bisher unberührtes Herz wurde bis in die tiefsten Tiefen bewegt. Und als er wieder fort mußte und Mareili die Hand reichte zum Abschied, da zitterte seine Stimme leise, als er sagte: „Adje, b'hüt di Gott, Mareili. So schwer wie diesmal ist mir der Abschied von Hinterfingen noch nie geworden.“

„Könntest ja auch da-bleiben, wenn dir das Fortgehen so antut,“ entgegnete Mareili.

„Und was treiben in Hinterfingen?“ fragte Sepp.

„Nun, hier im Bad gibt es Arbeit mehr als genug, und es mangelt immer mehr an einer männlichen Hand. Ich selbst kann doch nicht überall sein.“

„Mußt halt heiraten, Mareili, das ist das beste. Ich würde ja gern bei dir bleiben, nirgends lieber auf Gottes Erdboden als bei dir. Aber denk doch, Mareili, was die Leute sagen würden. Du weißt ja, wie böß die Welt ist. Und dann würde ich bei allem Fleiß auf deinem Geschäft den Lohn wie in der Stadt bei meinem Handwerk nie verdienen, was meine lieben Eltern bitter empfinden müßten. Nein, Mareili, so gern ich bei dir bliebe, es geht nicht, die Verhältnisse sind zu sehr dawider.“

„Und wenn wir nun die Verhältnisse verbesserten,

wie der Herr Lehrer es jeweils mit unseren Schül-
heften getan, wenn ich, um alles klipp und klar zu machen, sagte: bleibe da und werde Badwirt! — was würdest du sagen?“ fragte Mareili erglühend.

„O Mareili,“ erwiderte Sepp, „treibe keinen Spott mit mir, keinen Scherz mit meinem Herzen, es liebt dich zu sehr, um solches ertragen zu können. Ich weiß ja selbst, daß ich ein armer Schlucker bin und an eine solche Möglichkeit, an eine Verbindung mit dir nicht denken darf, und du solltest es nicht mit deinem Spott mir noch vorhalten. B'hüt Gott, Mareili,“ sagte er, ihr die Hand reichend.

„Sepp, ich treibe keinen Spott mit dir, wie kannst du mir auf solche Gedanken kommen. Ich sage im Ernst: bleibe da und werde Badwirt. Und hast du kein Vermögen, so bringst du mir doch ein treues, braves Herz und Gottes Segen, und das beides ist mehr als alles andere.“

Was nun folgte? Ein Glück, ein Lieben, ein Her-zen, ein Küssen, wie es nur zwei echte Liebesleute kennen.

Sepp blieb wirklich da, und vier Wochen später lasen die Hinterfinger am Rathaus eine Bekanntmachung, die ihre Nasen sehr in die Länge zog. Damit sie in keinem Zweifel über die Wichtigkeit des standesamtlichen An-schlages sein konnten, ver-kündete der Pfarrer noch von der Kanzel: „Zum heiligen Sacrament der Ehe haben sich entschlossen: Joseph Bachsteiger, des Anton Bachsteiger und der Barbara Bachsteiger, ge-borenen Maier, ehelicher Sohn, — und Maria

Roth, des verstorbenen Franz Roth und dessen Ehefrau Maria Roth, geborenen Verteis, eheliche Tochter.“

Das war deutlich, und die Hinterfinger konnten, so viele auch dazu Lust haben mochten, nichts da-gegen tun. Sepp und Mareili aber lebten zusammen in gutem Frieden. Um das Glück voll zu machen, schenkte Mareili dem Sepp ein paar allerliebste Kinder. Unter Sepps Leitung nahm das Geschäft einen hohen Aufschwung. Und sagte hie und da einer: „Was du anfängst, Sepp, gelingt dir, und das Geld macht in deinen Händen Junge,“ dann antwortete der Sepp: „Mich wundert's nicht. Ich legte mein Geld auf der Sparkasse des lieben Gottes an, und da trägt es Zinsen und Zinseszinsen und wird immer mehr. Ich steh' in Gottes Lohn!“



„Adje, b'hüt di Gott, Mareili.“

Suum cuique.

Eine Standrede.



Es war an einem warmen Sommerabend, der Löwenwirt von Vietigheim befand sich gerade, ob er schon zu Bette gehen sollte oder noch ein Stündchen vor die Haustüre sitzen. Auf Gäste brauchte er nämlich heute nicht mehr zu warten, obgleich die Uhr noch nicht einmal die achte Stunde zeigte. Auf dem Lande ist es damit bekanntlich so: Des Bauern größter Freund nach getaner schwerer Feldarbeit ist der Schlaf, und wer seit vier Uhr morgens auf den Beinen ist, der braucht sich nicht zu genieren, mit den Hühnern zu Bette zu gehen. Da guckte auf einmal der Hintende zum Fenster herein, und jetzt wußte der Löwenwirt, was er zu tun hatte denn als der Hintende nach einem herzlichen Gruß Gott fragte: „Soll ich hineinkommen oder kommt Ihr heraus?“ da nahm der Löwenwirt sein Päcklein roten Reiter vom Gläserbrett und wanderte mit dem Hintenden hinter nach der nahen Dorflinde, unter der sich Kilian der Schmied und der Barbier Peter bereits niedergelassen hatten. Als der Herr „Medizinalrat“ den Hintenden kommen sah, hatte er den merkwürdigen Einfall, die paar Schritte nach seinem Hause zu laufen, von wo er nach wenig Augenblicken mit zwei großen Papierlampions zurückkam, die er noch von einem Sedaneste her im Besitze hatte. Der Hintende aber verbat sich lachend eine solche Ehrenbezeugung und meinte, er solle die Kerzen lieber aufsparen bis zu seiner nächsten Kindtaufe oder etwas Ähnlichem. Eben kam auch der Knöpflebauer auf die Dorflinde zu; er suchte den Löwenwirt. „Wo fehlt's, Knöpflebauer?“ fragte dieser, „Ihr macht ja ein Gesicht wie acht Tag' Regenwetter!“ — „Wo's fehlt?“ gab der Bauer zur Antwort, „der Teufel ist los und die Knechte sind fort, mitten-in der Ernte fortgelaufen, das Lumpenpack! Die Kerli het der Haber g'stoche, mer isch immer

no viel z'gut mitene, nix z' fresse sott merne gebe, dene Raibe. I wott, sie müesste 's Broi kaufe un der Laib tät zehn Mark koste.“ Mit dem Davonlaufen der Knechte hatte es aber folgende Bewandnis: Tags zuvor war ein starkes Gewitter niedergegangen und der Bauer bestand darauf, die Garben müßten hereingeholt werden, obgleich es schon zu regnen anfing. „Nas sind sie nun doch schon einmal,“ meinten da die Knechte, „und hexen können wir auch nicht.“ Bei ruhiger Überlegung hätte der Knöpflebauer selbst eingesehen, daß es unter diesen Umständen schon das vernünftigere gewesen wäre, die Garben, wie die Knechte meinten, draußen zu lassen, aber da er nun einmal anders befohlen hatte, so glaubte er auch, auf seinem Befehl bestehen zu müssen. „Das werd' ich besser verstehen,“ schrie er die Knechte in gereiztem Ton an, „die Garben müssen heim und damit Punktum.“ Da es aber jetzt in Strömen regnete, wollten der Xaver und Hans, der Oberknecht, dem meisterlichen Befehl keine Folge geben, und nun brach auf dem Knöpflebauernhof ein Gewitter los, ärger als das droben am Himmel, und da der Bauer in den Donner seiner Rede Worte legte, die in keinem Komplimentierbuch stehen, so warfen die Knechte dem Meister Geißel und Gabel vor die Füße und gingen fort, ohne Adieu zu sagen. So standen die Sachen, als an dem Abend der Knöpflebauer zum Löwenwirt gekommen war, und erst als dieser ihn



„Die Garben müssen heim und damit Punktum.“

auszuhelfen versprochen hatte, fiel ihm der größte Stein vom Herzen, aber seinem Zorn glaubte er noch nicht Luft genug gemacht zu haben. „'s isch halt kei Verlaß uf d' Lüt' meh,“ schimpfte er, „frech, suul un widerspenstig sin alli!“ — „Halt einmal,“ rief jetzt der Hintende, „ich glaub', Ihr schüttet da das Bad mitsamt dem Kind aus. Recht war es gewiß nicht von Euren Knechten; was Ihr befohlen

habt, das hätten sie tun sollen, wenn der Befehl auch noch viel dümmere gewesen wäre, denn es wäre doch nur zu Eurem und nicht zu ihrem Schaden gewesen; aber wüßt machen hättet Ihr nicht sollen, damit seht sich niemand in Respekt. Ich an Eurer Stelle hätte einfach selbst die Gabel auf die Achsel genommen, und ich bin überzeugt, die Knechte wären Euch nachgelaufen wie Hündlein. Ihr kennt doch den Spruch: »Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht,« oder den ähnlichen: »Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber tut.« — »s wird ein au bald nix anders meh übrig blibe,« meinte der Knöpflebauer verdrücklich, »mer kriegt uf em Land jo fast überhaupt keini Dienstbote meh, alles rennt in d' Stadt un in d' Fabrike. Die sin überhaupt unser größter Schade. Mer sott all in d' Luft spreng, bigott! Die nehme uns d' Lüt' vor der Nas' weg, un die noch bliebe, die sin frech und widerspenstig, weil sie wisse, wie rar sie sin un wie nötig mer sie het.« — »Sachte, Knöpflebauer, wir wollen die Sache einmal genauer untersuchen, wir werden dann bald finden, was Wahres daran ist. Seht, da fällt mir ein hübscher Spruch ein, er heißt: suum cuique und bildet die Inschrift des höchsten preussischen Ordens, des schwarzen Adlersordens. Ein preussischer Unteroffizier hat das seinen Rekruten einmal so übersetzt: suum — jedem, cuique — das Seine. Das ist nun zwar in der Reihenfolge der Worte falsch, dem Sinne nach aber richtig, und das ist schließlich auch die Hauptsache. Diesen schönen Spruch sollte man sich nun viel öfter ins Gedächtnis rufen, besonders wenn man im geringsten im Zweifel ist, ob man von einem anderen nicht mehr verlangt als das, wozu man das Recht hat. Es ist da oft gar schwer, die Grenze nicht zu überschreiten. Am besten ist es dann, sich für einen Augenblick vorzustellen, man sei der andere, d. h. in Eurem Fall: man sei der Knecht statt der Herr. Also Knöpflebauer, tut mir jetzt einmal den Gefallen, für einen Augenblick den Meisterrock aus- und dafür den Kittel von Eurem Knecht anzuziehen. Ich will's ekenso machen, oder, da ein Kalenderschreiber für gewöhnlich außer seinem Stiefelknecht keine Knechte hat, so will ich mir denken, ich hätte das Kalenderschreiben für eine Zeit lang aufgesteckt und sei bei Eurem Nachbar in den Dienst getreten. Am Sonntag treffen wir uns als alte Freunde hier beim Löwenwirt und natürlich werden wir dann auch die „Dienstbotenfrage“ miteinander besprechen. Glaubt Ihr nicht auch, daß es dann ganz anders lauten wird, als wenn Ihr dieselbe Frage in Eurem Meisterrock mit Eurem Freund, dem Speckbauern, verhandelt? Da wird nun auch auf die Fabrikarbeit die Rede kommen, und ich würde Euch dann z. B. folgende Geschichte erzählen.« — Hier stopfte sich der Hinkende eine frische Pfeife, dann begann er: „Ich habe da neulich in der Stadt einen jungen Menschen getroffen, der vorher einmal als Knecht auf einem Bauernhof war und den ich stets als braven Burschen gekannt habe.

»Wie geht's,« frage ich, »wo schafft Ihr jetzt?« — »In d' Fabrik geh' ich,« war die Antwort. »Tut Ihr Euch da ringer als beim Krautbauern?« frage ich wieder, »oder ist der Verdienst ein besserer?« — »Sell isch, wie mer's nimmt,« sagt der Toni, »d' Arbeit isch vielleicht nit so schwer, un wenn mer meh Lohn het, so mueß mer sich dafür halt au selber verköstige. Was ein mengmol d' Arbeit verleiße kömmt, das isch, daß es all Tag 's glich isch, un scho menge Tag ha-n i denkt: Jetz heue sie derheim, i wott, i kömmt' derbi si, oder gar, wenn's ans Herbst



„Do steh' i derno welleweg lieber in der Fabrik an minere Hechelmaschine.“

goht. Noch em Dresche ha-n i frill no nie b'langt, do steh' i derno welleweg lieber in der Fabrik an minere Hechelmaschine. Aber d' Hauptsach' isch mer halt doch, i kann der ganz Tag mi Arbeit ruhig fortzuschaffe un 's schwächt mer niemed dri. Un des isch au der Grund, warum i vom

Krautburehof suert bin. Bi den alte Lüt' isch's jo no gange, aber sit der Jung' regiert un dumm kummediert un derbi doch selber kei Gabel in d' Hand nehme mag, isch mer's verleidet, un doherbi het mer 's ganz' Johr kei quet's Wörtli z' höre kriegt.« — So hat der Toni geredet, fuhr der Hinkende fort, »und jetzt wißt Ihr, wo ihn der Schuh gedrückt hat. Wenn ein Bauer so alle Donnerwetter auf seine Dienstboten herunter schimpft, wenn er sie überhaupt so behandelt wie der Krautbauer den Toni und der Knöpflebauer seine Knechte, dann ist es auch kein Wunder, wenn es so kommt, wie's gekommen ist. Wenn Euch ein Mensch gut genug dazu ist, Euch bei Eurer Arbeit zu helfen, so sollte er Euch auch nicht zu schlecht dazu sein, von Euch wie Euresgleichen behandelt zu werden. Aber daran lassen es heutzutage die meisten Herrschaften ihren Dienstboten gegenüber fehlen, und nicht nur auf dem Lande. Was nun aber die Landwirtschaft betrifft, so läßt sich glücklicherweise auch der größte Bauernhof mit verhältnismäßig wenig Leuten umtreiben, und die sind immer noch zu bekommen. Wenn ich ein Bauer wäre und hätte einen Knecht zu dinge, so wäre ich dabei fast so wählerisch, wie

wenn es gälte, meiner Tochter einen Mann zu suchen. Das wird nun manchem auf den ersten Blick fast als übertrieben erscheinen, es ist es aber nicht, und es ist dem Hintenden heiliger Ernst damit. Ist doch in den meisten bäuerlichen Haushaltungen der Bauer und die Bäuerin, der Sohn und die Tochter mit dem Knecht und der Magd an einem Tisch und aus einer Schüssel, und das ist auch recht so. Ist das nicht, als wenn die Dienstboten schon zur Familie gerechnet würden? Also wird doch wohl ein Bauer, der etwas auf sich hält, den Knecht und die Magd daraufhin ansehen, ob die Leutchen auch zu ihm passen. Er soll beim Dingen so vorsichtig sein, als wenn er seine Dienstboten zehn Jahre im Dienste behalten müßte, ohne sie in dieser Zeit wieder loswerden zu können, wenn sie ihm nachträglich nicht mehr gefallen, und er wird auch nur mit solchen gut fahren, die es doch wenigstens die Hälfte dieser

Zeit an einem und demselben Orte aushalten.“ Hier mußte der Hintende ein bißchen verschmaufen, er bringt's halt, trotzdem er das Predigen gewöhnt ist, doch noch nicht zu stande, acht Stunden hintereinander zu reden, wie dies der Reichstagsabgeordnete Antrick fertig gebracht hat, und in der kleinen Pause verschmähte er (der Hintende nämlich, nicht der Herr Antrick) auch ein Gläschen Apfelmoss nicht, das der Löwenwirt der kleinen Gemeinde unter der Linde aus einem großen Steintruge einschenkte.

Dann wendete er sich an Peter, der sein bekanntes schlaues Gesicht aufgesetzt hatte, und fragte ihn: „Nun, Peter, was haltet Ihr von der Sache?“ Da setzte sich der Peter in Positur, denn ihm war eine Redensart eingefallen, die er schon oft in den Landtagsberichten im Blättle gelesen hatte, und mit gravitätischer Miene antwortete er: „Ich kann mich nur voll und ganz den Ausführungen des geehrten Herrn Vorredners anschließen.“ Alle lachten, nur der Knöpflebauer brummte ärgerlich, denn es war ihm inzwischen ein Licht aufgegangen, erstens, daß der Hintende nicht so weit neben das Ziel geschossen hatte, und zweitens, weil es ihm zu dümmern begann, daß er, der Knöpflebauer, auf dem Holzwege war, wenn er geglaubt hatte, je kürzer man die Dienstboten und je weiter man sie sich vom Leibe halte, desto besser fahre man mit ihnen. „Wenn ich nun Knöpflebauer wäre,“ fuhr der Hintende fort, „und hätte einen Knecht gefunden, oder wenigstens einen braven Burschen, aus welchem sich ein tüchtiger Knecht machen ließe, Sohn ehrlicher Eltern, gesund, schaffig und kein Trinker, und als

Magd ein Mädchen, das flinke Hände und Füße hat und keine Schlampe ist, so kommt nun alles darauf an, was ich aus meinen Leuten mache, denn sie sind jetzt noch nicht viel mehr als ein gutes Rohmaterial, das ich entweder gründlich verpfuchen oder aus dem ich was Rechtsschaffenes schnitzen kann. An Fleiß und Eifer werden sie es in der ersten Zeit nicht fehlen lassen, denn neue Besen kehren gut. Jetzt gilt's, sie und ihren Eifer warm zu erhalten durch ein gutes Beispiel, das man selber geben muß, indem man zeigt, daß man nicht nur kommandieren, sondern auch selber mitangreifen kann und mag; — es geht eben nichts über ein gutes Beispiel! Und dann darf man es auch hier und da an einem aufmunternden Worte nicht fehlen lassen, und dort, wo sie es verdienen, schadet auch ein Wort der Anerkennung und des Lobes nicht, Ihr vergebt Euch nichts damit. Hören die Dienstboten aber vom



Da setzte sich der Peter in Positur.

frühen Morgen bis zum späten Abend nichts als Brummen und Schimpfen und das oft, ohne daß sie es verdient haben, dann könnt Ihr sicher sein, daß ihr Eifer und ihre Arbeitslust schon in den ersten drei Wochen verbracht sein werden. Was man mit dem „Kurzhalten“ erreicht, das könnt Ihr an jedem Kettenhund sehen. Eben, weil er „kurz“ gehalten wird, und nie ein gutes Wort zu hören bekommt, deshalb ist er so finster und bössartig geworden. Und wenn Ihr hie und da nach Feierabend Euch einmal nach ihren persön-

lichen Verhältnissen, ihren Leuten daheim und dergleichen erkundigt, überhaupt einige Teilnahme für sie zeigt, so dürft Ihr versichert sein, sie werden's Euch durch erhöhte Arbeitslust lohnen und auf Euren Vorteil sein, als wär' es ihr eigener. Ihr macht also noch ein gutes Geschäft dabei, und statt widerwärtiger und verdrossener Gesichter werdet Ihr nur freundliche und zufriedene um Euch sehen.“

„Bravo, Hintender, das habt Ihr wieder einmal gut gesagt,“ ließ sich jetzt eine weibliche Stimme vernehmen, es war die der Löwenwirtin, die sich mit einigen andern Frauen aus dem Ort zu den Männern gesellt hatte. „Es ist mir aus der Seele gesprochen, was Ihr da gesagt habt. Möchten's doch auch nur alle Hausfrauen hören und befolgen!“ — Nur der Knöpflebauer wußte immer noch nicht, was er für ein Gesicht machen sollte. Er sah aus wie das böse Gewissen, oder wie einer, der aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde, und um die Rede auf etwas anderes zu bringen, sagte er: „Aber das werdet Ihr zugeben, Hintender, die Fabriken sind

kein Segen für uns Bauern. Sie nehmen uns die Arbeitskräfte oder verteuern sie wenigstens.“ — „Knöpflbauer,“ antwortete darauf der Hinkende, „nehmt es mir nicht übel, aber davon versteht Ihr nichts. Ihr solltet eher froh sein, daß es solche gibt, denn die deutsche Landwirtschaft könnte den riesigen Menschenzuwachs weder beschäftigen, noch ernähren, und außerdem ist dies eine müßige Frage, denn Ihr werdet doch im Ernst nicht glauben, daß es anginge, der Industrie den Betrieb zu erschweren, um damit der Landwirtschaft einen Dienst von sehr zweifelhaftem Werte zu leisten. Die Industrie hat so schon genug um ihr Leben zu kämpfen; damit ist es also nichts. Ich muß Euch hier wieder an das schöne Wort erinnern: *Suum cuique!* — Jedem das Seine.“ — „Ihr habt da eben von der großen Volksvermehrung gesprochen,“ bemerkte darauf der Knöpflbauer, „die ist aber doch sicher kein Segen. Woher kommt sie? Daher, daß der Staat jedem das Heiraten erlaubt, ohne zu fragen, ob er auch im Stande sei, eine Familie zu ernähren.“ — „Da bin ich nun anderer Ansicht,“ erwiderte der Hinkende, „ich sehe doch noch lieber eheliche Kinder herumlaufen als uneheliche, und eine Zunahme der Letztern und gar nichts anderes wäre die Folge der Beschränkung der Eheschließungen. Und wenn man wirklich Schranken ziehen wollte, wo wären da die Grenzen, wo müßte man anfangen und wo aufhören? So manches Pärchen, das mit nichts anfing, hat es doch noch zu etwas gebracht und dem Staat tüchtige Söhne und Töchter geschenkt. Denkt auch hier an den Spruch, den ich Euch heut schon wiederholt gesagt habe. Nun, Peter, wie hieß er doch gleich? Ihr habt ja doch Latein studiert, wie Ihr oft sagt,“ und der Peter antwortete prompt: „*Summa Kathinka*, das heißt: Jedem das Seine!“ und nach dieser schönen Leistung sah er sich stolz im Kreise um.

Der Hinkende hatte eigentlich damit seine Standrede für diesmal schließen wollen, der Peter aber hätte gerne sein Licht noch ein wenig länger leuchten lassen, deshalb sagte er: „Die große Volksvermehrung gibt auch mir manchmal viel zu denken; darin geht es mir wie dem Knöpflbauer. Das Proletariat nimmt doch in bedenklicher Weise zu.“ — „Das Proletariat, wolltet Ihr sagen,“ verbesserte der Hinkende, „so nennen sich diejenigen, die von der Hand in den Mund leben; es kann eben nicht jeder Knöpflbauer sein. Weitaus die meisten „Proletarier“ sind aber zugleich fleißige Mitbürger, die ihr Brot in Ehren verdienen.“ — „Für die aber wir Stüren um Umlage bezahlen müßte,“ warf der Knöpflbauer dazwischen, der wieder Oberwasser zu bekommen anfing. „Wenn Ihr nur immer mit Euren „Stüren um Umlagen“ aufstrumpfen könnt!“ entgegnete der Hinkende. „Ich will Euch für heute darauf nur eines erwidern. Euer Jakob ist, soviel ich weiß, gegenwärtig in Karlsruhe bei den Grenadieren, er ist ein strammer Bursch und würde, wenn's sein muß, mit einem Duzend Franzosen fertig, nur dürften sie nicht auf einmal, sondern hübsch einer nach dem andern

kommen. Jetzt denkt Euch aber die allgemeine Wehrpflicht wäre abgeschafft worden, weil die Knöpflbauer von Konstanz bis nach Königsberg doch lieber keine Steuern zahlen möchten, denn was man hergibt, das hat man bekanntlich nimmer, das Reich aber kann ohne Geld keine Soldaten halten. O Jerum, Knöpflbauer, da könnt's an einem schönen Tag schief gehen! Euren Hof könntet Ihr noch keine halbe Stunde allein verteidigen, wenn ein Feind im Lande wäre, mit Euren Mistgabeln und Dreschflegeln, besonders wenn Euch gerade noch die Knechte davongelaufen sind, weil Ihr es ihnen wüßt gemacht habt. Wie froh seid Ihr doch da, wenn Ihr denken könnt, daß unsere braven Soldaten, die mit Euren Steuern erhalten werden, Euch den Feind vom Leibe halten, und daß wir soviel Soldaten haben können, weil das Proletariat mit für die Volksvermehrung gesorgt hat. Ich glaube, in einem solchen Fall würdet Ihr auch nicht mehr über die große Volksvermehrung schimpfen, sondern im Gegentheil wünschen, es wären noch ein paar mal hunderttausend mehr. Seht Ihr nun bald ein, wie einfältig und kurzsichtig Euer Gejammer ist?“ — „Hurra,“ rief jetzt der Barbier Peter auf einmal begeistert aus, „der Hinkende hat recht! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ — „Das ist das beste Wort, das Ihr heute noch gesagt habt, Peter,“ sagte der Hinkende, „und drum soll es für heute auch das letzte sein. Auch ist's schon spät geworden, darum gute Nacht, liebe Freunde, und auf fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahre!“

Das Zibdinghüsle



Die Hinterbäuerin hatte nichts von dem an sich, was man schön nennt. Stehende graue Augen, aufgeworfene Lippen und eine plumpe Stumpfnase sahen trotzig in einem gelbhäutigen Gesicht. Die schwarzen Haare fielen, was nicht im Pöps befestigt war, in langen wilden Strähnen über die Schultern und gaben ihr ein zigeunerhaftes Aussehen. Vom Gestell will ich schweigen. Das wies

solche Absonderlichkeiten auf, daß deren Aufzählung und Vorführung nur mit Verletzung der guten Sitte geschehen könnte.

Nichtsdestoweniger fühlte sich die Hinterbäuerin trotz einer und glaubte, daß mindestens auf zwanzig Stunden in der Kunde keine mehr von ihrem Wert zu finden sei. Hatte sie nicht Haus und Hof, weit-ausgedehnte Matten und Äcker, einen großen Wald, in welchem dunkle, himmelanstrebende Tannen nur der Art des Holzhauers warteten, um in blinkende Goldfische verwandelt werden zu können. Und hatte sie nicht einen Mann, der vollständig ihrem Willen sich beugte, der, wenn sie es befahl, Mann, und, wenn sie es haben wollte, auch wieder Weib war und im Brot einschneiden und Kaffeefochen eine besondere Geschicklichkeit entwickelte. Und war ihr Mundwerk nicht der Schrecken der Gegend, und hütete sich nicht jedermann, ihren Zorn herauszufordern?!

Ja, die Hinterbäuerin war eine, und was ihr Mundwerk anlangte, gab es im ganzen Land nichts zweites in der Art. Das war den ganzen Tag in fieberhafter Tätigkeit, und war es einmal so recht im Gang, dann war das Abstellen des größten Mühlrades ein Kinderspiel gegenüber der Bändigung dieser Zunge.

Alle Menschen, Ledige und Beweibte, Große und Kleine, Reiche und Arme, hatten in ihren Augen einen Makel, welchen ins gehörige Licht zu setzen sie für ihre heiligste Pflicht hielt. Ihr Sohn Fritz allein fand Gnade vor ihren Augen, und was sie andern Gutes nimmt, das häuft sie auf diesen ihren Liebling. „Er isch,“ sagte sie, „start wie ne Muni, g'scheut wie ne Fur und brav wie ne Lamm.“

Mehr kann man von einem Bauernsohn nicht verlangen. Und wenn die Hinterbäuerin sein Lob auch etwas zu hoch sang, das mußte der Neid gelten lassen, daß Fritz ein ganz netter, gesunder und bescheidener Bursche war, so daß einem hinsichtlich des Spruches: „Wie der Äcker, so die Rüben!“ die Frage vorschwebte: „Wie kann nur so ein böses Weib solch einen guten Sohn haben?“

Bis zum zwanzigsten Jahr war der Fritz der Mutter in allem gehorsam. Befahl sie Hott, so ging er rechts, und kommandierte sie Hüft, dann machte er links. Aber seit einigen Wochen stand das Verträglichkeitsbarometer sehr tief, und man konnte nicht wissen, ob es nicht plötzlich auf Sturm sinken würde.

An diesen Mißheiligkeiten war, wie das ja oft geschieht, die Liebe schuld. Der Fritz liebte ein hübsches Mädchen. Es hatte Baden wie Apfel, perlweiße Zähne, blaue Augen und seidenweiche, blonde Haare, eine schlante und doch kräftige Postur und vor allem ein heiteres Gemüt und ein grundbraves Herz, aber — und das war in Fritzens Mutter Augen der Hauptfehler — nur eine kleine Mitgift zu erwarten.

„Also wege dem,“ sagte sie, „soll i mi miner Lebzig plogt und verschunde ha, aß du, mi einzig Ghind, mi Fleisch und Bluet, mi Hoffnig und mi Stolz, dich an eso ne Bettelmaidli henke chasch. Wege dem han i g'hust und g'part und g'rackeret, aß eso

ne Bettelprinzessin cha do ine hoche und die groß Madam spiele! Nei, Fritz, do goht üsi Meinig jetz wit usenander, und wenn d' nit abgisch mit dene Dummheit, so gang i ins Wasser, derno chasch mache, was de witt, aber so lang i leb', chunnt kei Bettelmensch in des Hus als Subnsfrau. Das schwör' i bi Gott und alle Heilige!“

„Und i schwör,“ rief Fritz im höchsten Grad erregt, „wenn r im Meili no eimol Bettelmensch sage, so nimm i d'r Revolver und verschief mi. Lieber tot si, as eso ne brav und unschuldig Maidli verschimpfiere lo, lieber sterbe, as eso e herzlos, wüest Gschwätz ahöre, lieber d'r Höll zue, as en anderi neh. Au i schwör': Wenn i 's Meili nit ha darf, so nimm i kei andri! So, jetz wissen r's!“

„D du vermessene Bueb, het di denn des — Bettel . . .“

„Mueter, sage das Wort nimmi, oder, so woht e Gott im Himmel isch, i verschief mi; mi Seel, i verschief mi!“

„D du undankbar Ghind, weisch denn gar nimmi, aß i di Mueter bi? Het di des Maidli denn ganz verruckt g'macht, aß d' nimmi uf mi lose witt, wo-n i's doch so guet mit d'r mein' und immer nur guet g'meint ha!“ sagte sie weinerlich und die Schütze an die Augen haltend, weil sie sah, daß sie mit Gewalt nichts ausrichten konnte. „D Fritz, folg doch diner Mueter und los' nit uf ander Lüt und los' di nit verführe vo-m eso ne Bettel . . .“

„Mueter, schimpse nit! Ihr wisse, was i g'schwore ha, und i halt's!“

„D Fritz, mi liebe Fritz, het di denn des Maidli ganz verherzt? Darf denn di Mueter gar nit meh sage?“

„Ihr chönne sage, was Ihr wenn, aber 's Meili los' i nit verschimpfiere. Es verdient's nit. Ghinder stirb i!“

„Fritz, jetz sei vernünftig,“ sagte die Mutter, indem sie ihm schmeichelnd den Arm um den Hals legte, „Fritz, sei vernünftig und los' jetz, worum is nit ha will, aß du 's Meili nimmisch: Lueg, mer henn e schöne Hof, e große Hof, aber, und das wisse halt viel Lüt nit, an groöki Schulde. Nimmisch du jetz en arm Maidli, so chunnsch diner Lebzig nit us de Schulde und ich?! — nei, i darf nit dra denke, cha in der alte Hütte-n ufs Libbing und ha doch miner Lebzig g'schunde-n, aß i emol im Alter e recht Libdinghüsli chönnt baue lo. Aber, wo soll me 's Geld derzue neh, wenn du eso nen arme Tropf hirote tät'isch? Siehisch, wege dem isch's, und aß du siehisch, aß is nur guet mit dir mein', mueß i d'r sage, aß i scho mittem Maierbur g'schwätzt ha wege dir und siner Tochter. Er isch iverstande-n und lueg, das wär' e Partie für di. D' Tochter isch nett, flink und sufer und kriegt emol so zwanzigtusig Mark. Jetz sag, witt folge oder wie hesh's? Witt di Mueter mit G'walt unter d'r Bode bringe?“

„Nei, Mueter, unter d'r Bode sollen Ihr nit, aber bringe doch an mich nit drunter. I will alles tue, was Ihr nur ha wenn; aber 's Meili chan i nit

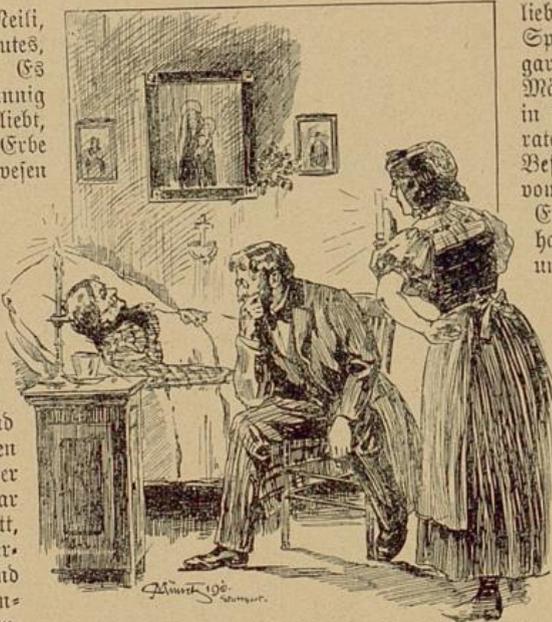
verlo. Das löst mi Herz nit zue und au mi Ehr' nit; denn i ha's im Meili g'schwore, es und kei andri müesß mi Frau geh. Soll i meineidig werde, soll i z' Grund goh us Gram und Chummer wegen Gelbsack?! Mueter, wenn Ihr das verlange, ich Euri Liebi zue mir nit wit her, sell will ich jeh gseit ha!"

"Nu," sagte die Mutter, "wenn d' denn gar kei Vernunft witt anneh, so mach, was d' witt. Aber mi Sege gib i nit, wenn du 's Meili nimmisch, jeh weisch's."

Seit dieser Unterredung sind schon wieder sechs Monate im Strom der Zeit verschwommen, ohne daß die Lage der Dinge eine andere geworden wäre. Der Fritz geht still seinen Geschäften nach und die Mutter sinnet und brüet.

Am meisten litt das Meili, das wirklich ein sehr gutes, braves Mädchen war. Es liebte den Fritz treu und innig und hätte ihn ebenso geliebt, wenn er auch nicht der Erbe eines Bauernhofes gewesen wäre. Es liebte ihn um seiner selbst willen, und konnte ihm nicht entzagen, und das um so weniger, als er soinnig und herzlich bat, das Meili möchtle ihn den Unverstand der Mutter nicht entgelten lassen, sondern fest an seine Liebe glauben und auf seine Treue bauen könne den Segen der Mutter könne und wolle er zwar nicht heiraten, aber Gott, der keine wahre Liebe verlasse, werde Mittel und Wege finden, um den Eigensinn der Mutter zu brechen. Bis dahin wollten sie in stiller gegenseitiger Liebe ihren Trost suchen.

Solche Worte trösteten Meili, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie doch noch als Fritzens Frau in den Hinterbauernhof einziehen würde. Ob etwas früher oder später, das ließ sie ziemlich kalt. Die Hauptsache, Fritzens Liebe, besaß sie ja, auf das andere konnte sie warten. Aber weh tat es ihr doch, daß sie, wenn auch unschuldigerweise, die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Fritz und seiner Mutter war. Das nagte an ihrem Herzen und beunruhigte ihr zartes Gemüt, und obwohl sie sich absolut keines Unrechtes bewußt war, wäre sie doch zu Fritzens Bestem der eigensinnigen Frau zu Füßen gefallen, um den Dämon des Grolls aus ihrem Herzen zu bannen, wenn es Fritz nur zugelassen hätte. Der aber sagte: "Mei, Meili, das tuesch nit! Du chennsch mi Mutter nit. Wenn die öbbis im Chopf het, derf me nit nogä,



Der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenklich den Kopf.

sunst verspielt me. Mer blißen eifach ledig, bis es d'r Mueter langi Zit macht, und isch emol die lange Zit do, derno wird sie sich scho no anderst b'sinne. Oder sag, Meili," fragte er, sie zärtlich streichelnd, "sag, witt mer nit warte, goht's der z'lang?"

Heiße Tränen stürzten aus Meilis blauen Augen und rollten als glühender Tau in die reizenden Grübchen der purpurangehauchten Wangen.

An seine Brust sinkend, sagte sie schluchzend: "O Fritz, das isch di Ernst nit; das isch e müesßigi Frog, aber doch tuet's mer weh. De weisch jo, i bi und blib di, jeh und in alli Ewigkeit. I müesß jo, i cha nit anderscht!"

Fritz drückte sie an seine warme Brust, an sein laut pochendes Herz und tröstete sie mit den zärtlichsten Worten. Meili solle ihm nicht böß sein, sagte er. Er habe es eben über alles lieb, da mache man gern ein Späpli, auch tue es einem gar wohl, wenn das liebe Mädchen ob solcher Frage so in Tränen und Erregung gerate. Solche Tränen seien die Bestätigung des schon oft vom lieben Mund Gehörten.

Es solle nur keinen Kummer haben. Er bleibe ihm gut, und wenn die ganze Welt sich dagegen aufbäume, so werde doch noch die Stunde kommen, wo er sein liebes Meili als ebenjo liebes Fraueli in sein Haus einführen könne.

"Jeh, Fritz, ich's mer aber doch ball verleidet. D'r Vatter wird alt und cha nimmi schaffe und i g'spür's au afange in de Bei, i möcht' jeh ball uf's Libding. Drum sag,

hesh der's ball überlegt mit 's Maier's Tochter?" sagte eines Tages die Hinterbäuerin zu ihrem Sohn.

"I ha-n ech's jo scho vor me halbe Johr gseit, wie-n i bsunne bi und doderbi blib' i. Wenn i 's Meili cha neh, so mach' i in vierzeh Tage Hochzeit, im andere Fall nimm i gar keini. An's Maier's Tochter han i no kei Augeblick denkt. Wenn au 's Meili keini Nichtümer mitbringt, so het's doch e guet Herz, ich flüsig, g'schickt und sufer, und wenn mer au kei neu Libdinghus baue lo chönne, so isch doch im zweite Stock Platz gmueg für Ech: e Stube, e Chuchi und e Chammere, und Ihr sinn mir und im Meili nit im Weg."

"I will aber nit in der Hütte si uf em Libding. I will e neu Hüskli, aß dir's weisch, und nebe dim Meili will i scho gar nit si, 's wär' mer wie Gist

und Galle; denn des Tier het di verherzt, des cha nit anderst si!"

"He nu," sagte Fritz, "so warte mer halt mit em Hirote. Mir pressiert's nit." Damit ging er seinem Geschäft nach.

Die Mutter aber ging im Zorn hinaus in den Garten, um das Unkraut auszureißen, wobei sie sich bei dem windigen Regenwetter derart erkältete, daß sie noch vor dem Nachtessen ins Bett mußte wegen des heillosen Stechens auf der linken Seite. Als sie aber im Bett war, ging es erst recht los und der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenklich den Kopf. "Lungenentzündung im höchsten Grad, sagte er, "die Frau ist alt, es ist die Frage, ob sie es überhaut, wir wollen unser möglichstes tun."

Der Doktor hatte sein möglichstes getan, die Angehörigen auch, aber es war nicht besser, sondern schlimmer geworden, und jetzt kämpft sie mit dem Tod und spürt, daß sie nicht mehr Meister wird. Jetzt an der Schwelle der Ewigkeit nehmen Stolz und Hochmut Abschied von ihr, die Furcht nimmt Besitz von ihrem verzweifelten Herzen und Gewissensbisse foltern ihre Seele.

"Fritz," sagte sie ächzend und stöhnend, "Fritz, i ha mi versündigt, jeh mueß i's büesse, i mueß sterbe und krieg e neu Hüslü, aber es grust mer d'rvoor. 's isch jeh emol so, aber du muesch no glücklich si. Nimm di Meili, Fritz, und verzeih mer und sag au im Meili, es soll mer verzeihe. Adje, Fritz, leb wohl und vergiß di Mueter nit!"

So hat sie noch eine Weile fortgesprochen; dann aber wurde die Stimme schwächer und schwächer, der Atem stockte und sie war nicht mehr.

Zwei Tage später wurde sie in ein nagelneues Häusle gelegt. Darin liegt sie nun ganz ruhig und zufrieden, und Meili, das nach der Trauerzeit Fritzens glückliche Frau wurde, ist ihr nicht mehr im Weg.

Der Fritz und 's Meili gehen aber jeden Sonntag auf ihr Grab. Denn der Fritz sagt: "D' Mueter het ihri Fehler g'ha, aber nit mir het si's nur guet g'meint, und nur d'r Unverstand isch d' Schuld gsi, aß sie mir mi lieb Meili nit het wölle lo. Gell, Meili, du verzeisch ere?"

Und das Meili weinte eine Träne und sprach ein stilles Gebet als Antwort.

Tabak und Schnapf.

Im Jahre eintausendachtundzweundsiebzig war es doch noch schöner auf der Welt als heute. Der Himmel schien mir blauer, die Sonne goldener, die Sterne hatten hellern Glanz, — über mir hingen Baggeigen, zur Rechten und Linken Zimbeln und Klarinetten, und auf allen meinen Wegen blühten am Rande die Blumen meiner ungetäuschten Hoffnung. Das macht: ich war damals siebzehn Jahre alt und hatte allerlei tolle Pläne im Kopf, in der Tasche aber leider Gottes gar nichts und drum blieben diese schönen Pläne alle im Kopf. Meine Eltern waren arm und konnten nicht einmal meinem un-

ruhigen Geist durch richtige Ausbildung eine solide Grundlage geben.

Mit zwölf Jahren mußte ich schon in einer Ziegelhütte mein Brot verdienen, und ich hatte ungefähr das Gefühl eines zum Fliegen bestimmten Vogels, dem die Flügel gestutzt worden sind. Die Arbeit war schwer, aber ich war noch jung und gesund und der Körper hätte sie ohne große Mühe verrichtet, wenn nur der unruhige Geist sich hätte beschwichtigen lassen und zufrieden geben können. Das tat er aber nicht und ich kam mir recht unglücklich vor bei der dreckigen Arbeit, und der geringste Anlaß war mir zur Niederlegung der Arbeit genügend. Und so kam es denn, daß ich oft nach neuen Stellen Umschau halten mußte; denn gegessen mußte ich haben, und ohne Arbeit bekam ich nichts, die Lutschlösser aber stehen sehr niedrig im Kurs.

Auch im Wonnemonat Mai des Jahres 1872 suchte ich wieder eine Stelle. Zu diesem Zweck las ich die Inserate der verschiedenen Blätter, und mein Streben richtete sich auf einen Ausläuferposten; ein solcher, dachte ich, erweitert meinen Gesichtskreis und läßt mir mehr Zeit zum Lesen; denn dieses war mein Hauptgenuß.

"Ein junger Bursche von 16—17 Jahren wird gesucht Klarastraße Nr. 13." So stand im Anzeigenteil der "Basler Nachrichten". Siebzehn Jahre bin ich ja, das wäre am Ende für mich. Wenn nur die unheilvolle Hausnummer nicht wäre, dachte ich. Dreizehn, das hatte ich gelesen, bedeutet Unglück. Ich wäre also gewiß nicht hin, wenn der Hunger nicht gewesen wäre. Aber dieser war schon zwei Tage daran, mir den Meister zu zeigen. Gezwungen durch ihn ging ich also nach der Klarastraße Nr. 13. Die nette, freundliche Frau, die mich empfing, schien mir auch gar nicht so unheilverheißend.

"Ah," sagte sie, "Sie kommen gewiß wegen der ausgeschriebenen Stelle. Ich weiß aber nicht, ob sie für Sie geeignet sein wird," setzte sie, indem sie mich betrachtete, hinzu. "Sie müßten nämlich aufs Land in eine Ziegelhütte. Mein Mann hat viele Jahre hier als Packer in einer Fabrik gearbeitet. Aber jetzt, wo so riesig gebaut wird, hat er wieder an sein altes Handwerk gedacht. Wir haben in Oberbränd einen Acker gekauft, und dort ist er jetzt am Backsteinmachen und da sollte er notwendig einen jungen Burschen haben. Aber für Sie wird es doch nicht sein."

Die Frau setzte deshalb Zweifel in meine Fähigkeit, weil ich damals, obgleich kräftig und groß, doch so ein mädchenhaftes Aussehen hatte, daß ich, mit der nötigen Gewandung angetan, ganz gut als ein Exemplar des schönen Geschlechtes hätte ausgestellt werden können.

"Wenn ich Ihnen aber sage und durch Zeugnisse beweise, daß ich schon seit Jahren in Ziegelhütten tätig war, was dann?" fragte ich die Frau.

"Ja, das wäre freilich recht, und Sie würden meinem Mann sehr willkommen sein. Wollen Sie also gehen?"

„Sofort!“ sagte ich, wohl einsehend, daß mich mein Schicksal einfach in der Ziegelhütte und sonst nirgends haben wollte.

„So preßiert es nicht,“ entgegnete die Frau, „erst essen Sie noch hier zu Mittag und dann trinken Sie ein Glas Bier; denn nach Oberbränd sind es zwei Stunden.“

Daß ich dieses Anerbieten nicht ausschlug, versteht sich; denn ich war siebzehn Jahre alt, konnte nie essen als den ganzen Tag, und nun war es doch schon zwei Tage sehr knapp hergegangen.

Nachdem ich die Kochkunst meiner neuen Meisterin durch tapfern Zuspruch anerkannt hatte und mein Magen zufriedengestellt war, ging ich, mit einem Bündel, in das die Frau allerlei Nötiges gesteckt hatte, und mit vielen herzlichen Grüßen an ihren Mann nach meinem Bestimmungsort.

Der Ziegler war freudig überrascht, als ich kam und als er das Bündel öffnete und ich ihm noch die Grüße von Frau und Kindern ausrichtete.

Es war wunderschön dahinten. Auf einer Höhe, von der man ins fruchtbare Leimental hernieder sah, stand mitten unter weiß blühenden Kirschbäumen der Schuppen, der die schon trockenen Backsteine und den Bretterverschlag, der unser gemeinschaftliches Bett einschloß, schirmte und deckte, und mich an ein amerikanisches Farmerhaus erinnerte. Im Lichte der Morgensonneschimmerten die graublauen Gebirgszüge des Jura, im Süden aber thronte auf zackigen Felsen die auch als Ruine noch imposante Landstron,

im Westen zogen die stolzen Häupter der Vogesen, im Norden blinkte das Häusermeer von Basel, überragt vom rötlich schimmernden Münster und dem stolzen Turm von St. Elisabeth.

Der neue Meister war ein unterseßter, rotbärtiger Mann von sechsunddreißig Jahren und ein schwärmerischer Methodist. Morgens und abends verrichtete er im Bette, das ich, wie schon gesagt, mit ihm teilte, seine Andacht, daß ich eine wahre Gänsehaut bekam und mir alle Haare zu Berge standen, so feierlich schickte er sein Gebet zum Himmel empor, und sein Gottvertrauen grenzte stark an Fatalismus. Seine angeborene Herzengüte, in Verbindung mit diesem religiösen Zug seines Wesens, ließ keine schlechte Behandlung zu. Er sah mich so als gleichwertig an, daß ich ihm nicht einmal Meister sagen durfte. „Denn,“ sagte er, „es gibt nur einen Meister, und

das ist Christus. Mir sagst du einfach Better Maier!“ —

Diese Behandlung und der schöne Aufenthalt veranlaßten mich, vorläufig zu bleiben, und ich hatte es nicht zu bereuen; denn als die Frau mit den Kindern und der Haushaltung auch kam, wurde es erst recht schön. Wir bezogen ein leer stehendes, reizend in einem Obstgarten gelegenes Bauernhaus, und als unter der ordnenden, fleißigen Hand der Meisterin die Haushaltung ins Blei gekommen war, und jedes Möbelstück an der richtigen Stelle stand, war es wunderbar heimelig, und ich war auch wie zu Hause. Die Frau ließ es mir an nichts fehlen, sie besorgte mir die Wäsche, flickte die Hosen, und die ganze Familie sah mich mehr als einen Bruder, denn als einen Fremden an.

So hatte ich den ganzen Sommer Gelegenheit,

die Lichtseiten des Familienlebens kennen zu lernen; denn kein Miston störte hier die Harmonie. Frau und Mann waren sich in zärtlichster Liebe zugetan, und eines suchte das andere zu ergänzen, eines dem andern die Arbeit abzunehmen, und alle ihre Gedanken waren einzig und allein der Erhaltung dieses ihres Glückes gewidmet.

Im Spätjahr, als die kalte Witterung den Fortbetrieb der Ziegelei verbot, nahm ich meinen Abschied, und da ich in eine fernere Gegend kam, sah und hörte ich vier Jahre nichts mehr von dieser Familie.

Dann aber machte ich einen Besuch, und was ich da sah, erschütterte mich in den tiefsten Tiefen meines Herzens.

Ich traf den ehemaligen Meister auf dem Hof, aber wie!? Die ehemals so kräftige Gestalt war geknickt, das Gesicht aufgedunsen und blaß, das Auge müde und trüb, und seine Haare sängen schon an, grau zu werden.

Als ich ihm die Hand geboten und ihn gegrüßt und im Verlaufe des Gespräches nach dem Befinden der Frau mich erkundigte, sagte er unwirsch: „Sie ischt drinn in d'r Stube. Gang nur ine, de chasch des Lueder im schönste Kusch tresse!“ —

„Was Ihr sagt!“ erwiderte ich betroffen, „Eure liebe Frau kann doch unmöglich einen Kusch haben. Und Ihr — wie kommt Ihr mir vor. Früher so fromm und jetzt solche Ausdrücke gegen die Frau, die Ihr so lieb gehabt!“ —

„So lieb g'ha,“ — sagte er, „sie het mi um mi Ehr und guete Namme, um mi Vermöge, um mi



Ich traf den ehemaligen Meister auf dem Hof, aber wie!?

Glaube, um mi irdisch und ewig Heil broocht. Sie isch e versoffe, liederig Tier und het die ganzi Zit e Nusch und i ha sie grad no so lieb, as i jeden Augenblick froh wär, wenn sie d'r Tüfel hole tät.“ —

Diese Gröfning schmerzte mich tief, und um die Frau in ihrem Verfall zu sehen, um mich von der Wahrheit des soeben Gehörten zu überzeugen, ging ich also in die Stube, die mich aber in ihrem jetzigen Zustand schon mehr an einen Stall gemahnte. Die einst so schönen, glitzernden Möbel waren verpusst und zerfchlagen, die Furniere hingen als lose Fetzen daran. Löffel, Messer, Gabeln und Kämmen lagen in schönster Eintracht unter dem Ofen, während ein alter Pantoffel neben der Zuckerbüchse auf dem Tische lag. Der Plüsch des Sofas war zerrissen, die Rohrstühle waren eingedrückt, der Boden war kohlschwarz, die Tapeten hingen von den Wänden, und von den Fensterseiben waren die meisten eingeschlagen. Zerfissen, schmutzig und schlampig, wie ihre Haushaltung, war auch die einst so nette, saubere Frau. Mit gläsernen Augen stierte sie mich an, und als ihr endlich bezüglich meiner Person ein Licht aufging, sagte sie mit lallender Zunge: „Aha, Ihr sünd d'r Feliz! Willkommen au! Sitze doher, mer trinken e Gläsi Treber mitenand und wenn mi Tüfel no so wüescht tuet. Er soll mer de Mittag numme nimmi in d' Stube cho, der Chaib, d'r liederig, oder i steck em mi Seel 's Messer in Lib!“

Ich hatte genug. Ich erklärte der Frau, daß ich einen Schnaps nicht möge, daß ich überhaupt keine Zeit zu längerem Verweilen habe, und empfahl mich, im tiefsten Herzen den Ruin dieser einst so glücklichen Familie bedauernd. Ich ging in den Schwanen und ließ mir einen Schoppen Wein geben, und die Wirtin, die mich gleich wieder erkannte, erklärte mir auf mein Befragen den Verfall dieser Familie also: „Bi's Maier's,“ sagte sie, „goht's rasch bergab, 's wird bi nächstem alles verchauft. Und an allem isch d'r Tubak und d'r Schnaps 'schuld. D' Frau het 's Schmutzen ag'fange und het's so stark triebe, as es ball unappetitlich worden isch, bsunders wennne choche mueß. Drum sünd denn die Arbeiter, wenn sie d'r Meister am nötigste bruucht hätt, z'mitts im Summer dervo g'losse und d'r Ziegler isch ganz nährsch worde.“

„Emol het er mit em Baumeister en Accord g'ha für hundertfüßig Bacheitei und hätt' sie solle um die b'stimmti Zit liefern. Er het also acht Arbeiter ig'stellt und alles isch ganz guet g'losse sowit. Do stellt d' Frau am e Mittag e Grießsuppe uf d'r Tisch und bim Abstelle keie-n ere e paar dicki, bruni Tropfe grad direkt in d' Suppe und d' Suppen isch brun worde, wie von ere Zwiebelesohse. Das isch denn doch denne Arbeiter e wenig z'stärke Tubak gsi. Sie henn uf d'r Stell d'r Lohn verlangt und sünd furt.“

„Des au no,“ seit d'r Meister und goht ufe in d' Chuchi und haut si fröheier so lieb Lijettli dunderschiekig dure. D'r Zorn het en übermannet.

„So het's ag'fange und an sellem Tag isch bi's Maier's d'r guet Geist uss- und d'r Tüfel izoge

und mit ihm d' Schnapsguttere. D'r Ma het grusig asange susen in sim Glend und het g'meint, er chönn's abeschwenke, aber jo, 's isch nur ärger wore und d' Frau het em's nogmacht und 's ischt nit lang gange, so het sie en übertrumpfet und me het g'seh, as d'r Pfarrer als recht het, wenn er seit: »Wenn e Wibervoldch ins Laster chunnt, wird's viel ärger as d'r Ma!« Es dured mi nur die nette Chinder. Sie verwahrloset au ganz. Früehier sünd sie brav, artig und sufer gsi und jetz sünd's wüeste, dreckige, frechi Hammel.“

So sagte mir die Wirtin, und nach dem Gesehenen mußte ich ihr leider jedes Wort glauben, und ich sagte mir: Der Mensch mag an einen Gott, an Himmel und Hölle glauben oder nicht, das bleibt wahr: Sünde ist Sünde, Vergehen Vergehen, und wer der Leidenschaft nicht gleich Zügel anlegt, geht unter, stürzt in einen Abgrund des Glendes, aus dem es keine Rettung mehr gibt. Drum, was wir tun, alles muß mit Maß und Ziel geschehen, an rechten Ort, zur rechten Zeit, ohne Leidenschaft, sonst — sind wir verloren, das liegt in den Gesetzen der Natur, und gegen diese sich anstemmen wollen, ist gleichbedeutend mit dem Kopfeirennen.

Die versöhnten Geschwister.

In Heimsfetten wohnte der Maierbeck, und er war berühmt in seinem Fach. Denn solches Brot und solche Beckle, wie er, könne niemand machen, hatte die Stasi, seine Brotträgerin, schon mehr wie tausendmal gesagt, und sie glaubte es sogar selbst und mußte es glauben, weil sie noch nie über die Heimsfettische Gemartung hinausgekommen war und also auch noch keine andern Becken gegessen hatte. Im Orte selbst war ja außer dem Maierbeck keiner mehr, der Becken machte.

Der Maierbeck war ein Mann mittlerer Größe. Aus seinem lebergelben Gesicht schauten ein paar graue, strehende Augen, und in ihnen saß, lauernd und falsch, wie die zusammengerollte Kase im Ofenwinkel, der Geiz. Die Augenbrauen standen aufwärts wie der gedrückte Schnurrbart eines Unteroffiziers und waren ebenso bußig und grau wie der wildwuchernde Schnurr- und Backenbart. Die Kopshaare hatten dieselbe Farbe, waren aber gelichtet wie der Tannenwald eines verschuldeten Bauern; seine Kleidung war alt und schäbig.

Seit zehn Jahren war der Maierbeck ein ehrfamer Witwer. Seine Frau hatte das ewige Reisen und Schelten satt bekommen, und da sie ihm in dieser Welt nicht ohne Standal fortlaufen konnte, vertauschte sie das Diesseits mit dem Jeneseits. Sie starb an der Schwindsucht und hinterließ ihm vier Kinder. Er weinte nicht viel Tränen um sie; denn sie hatte in der letzten Zeit nicht mehr viel arbeiten können, dafür aber beim Doktor und Apotheker große Rechnungen gemacht. Solche teure Artikel waren dem Maierbeck aber von jeher zuwider. Wenn er einmal aufrichtig gebetet hatte, war es da, als er ihr die

Augen zudrückte und sagte: „Herr, gib ihr die ewige Ruh!“ Er wünschte ihr Erwachen nicht mehr.

Die Wirtschaft übernahm seine Schwester, ein bleichsüchtiges, aber resolutes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren. Sie mußte in die Fußstapfen der dahingegangenen Frau treten, mußte die Hausgeschäfte übernehmen, und sie tat es mit Energie und Geschick.

Sechs Jahre hatte sie ihm treu und fleißig gedient, auf seine Sache gesehen, als ob es ihr Eigentum wäre. Sie hatte die Kinder sauber und reinlich gehalten und musterhaft erzogen, daß selbst der Reid ihr in dieser Beziehung nichts anhaben konnte.

Nun aber hatte die Liebe Einzug in ihrem Herzen gehalten. Sie wollte den Schorsch, einen Seifensieder, heiraten. Er hatte ein schönes Geschäft und war ein ganz leidlicher Bursche. Aber ihr Bruder, der Bäcker, widersetzte sich diesen Plänen. Er rechnete, daß, wenn seine Schwester ledig bliebe, sie höchstens noch ein paar Jahre leben würde. Wenn sie starb, war er der einzige Erbe. Heiratete sie den Schorsch, dann starb sie voraussichtlich noch früher. Aber dann war dieser der Erbe, und er, der Maierbeck, ging leer aus, und er hatte doch das Geld so gerne.

„Was willst du auch heiraten,“ sagte er im Tone brüderlicher Besorgnis, „du bist doch nicht gesund und würdest es nicht mehr lange treiben. Lebst du aber wie bisher und bleibst ledig, dann kannst du es noch auf ein schönes Alter bringen.“

„Und wenn ich gleich am zweiten Tag sterbe,“ erwiderte die resolute Schwester, „so heirate ich doch den Schorsch. Er liebt mich, ich liebe ihn, und kein Mensch kann es uns verbieten, auch du nicht. Du hast mich ja auch nicht gefragt, als du heiraten wolltest und geheiratet hast. Soll ich deinetwegen mein ganzes Lebensglück aufopfern? Ist es nicht genug, daß ich dir zehn Jahre meines Lebens, vier Jahre als Magd und sechs Jahre als Haushälterin gedient habe?“

„Du verstehst mich nicht, Schwester,“ heuchelte der Maierbeck. „Es ist ja nur die Sorge um deine Gesundheit, die dich vor einem übereilten Schritte zurückhalten will.“

„Es nützt nichts,“ sagte die Schwester, die ihren Bruder durchschaute, „ich nehme einfach den Schorsch.“

Etliche Wochen nach diesem Gespräch war Rosa — so hieß die Schwester — Hochzeit. Alle Verwandten und Bekannten waren an ihrem Ehrentag gekommen und hatten sich mit ihr gefreut. Nur der Bruder, dem sie so treu gedient hatte, war schmollend daheim geblieben. Das tat der Rosa weh und sie nahm sich vor, kein Wort mehr mit ihm zu reden.

Ihr Bruder half ihr, diesen Vorsatz zu halten; denn er sprach auch nicht mehr mit ihr. Sie wohnten sich gegenüber, so daß sie einander in die Stube sehen konnten, aber weder „Grüß Gott!“ noch „V'hit Gott!“ wurde gesagt. Sie liefen aneinander vorbei wie zwei wildfremde Menschen, und gab es ein unvermeidliches Geschäft abzuwickeln, dann machten sie es schriftlich ab und schrieben darunter: „achtungsvoll“.

Des Maierbeck's Prophezeiung, daß Rosa im Ehe-

stand bald sterben würde, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, sie, die früher so blaß, mager und elend ausgesehen hatte, wurde dick, bekam rote Backen, und der Glanz der Augen verriet die Gesundheit eines völlig gesund gewordenen Körpers. Dagegen wurde der Schorsch, ihr Mann, bettlägerig und legte sich schon im zweiten Jahr ihres Ehestandes zum Sterben hin.

Hatte der Maierbeck an der Hochzeit gefehlt, am Leichenbegängnis stellte er sich ein, aber keineswegs aus Teilnahme. Durch Schorsch's Tod war die Schwester, die den Mann beerbte, eine sehr wohlhabende Frau geworden. Zum zweitenmal, kalkulierte er, würde sie nicht mehr heiraten. Ging sie mit Tod ab, dann war er der alleinige Erbe, wenn sie nicht zu seinen Ungunsten ein Testament machte. Dieses zu verhüten, mußte er sich ihr wieder nähern.

„Schwester,“ sagte er vor dem Friedhof, indem er ihr die Hand reichte,



„Schwester, meine herzlichste Teilnahme.“

„Schwester, meine herzlichste Teilnahme!“

„Ich danke dir,“ gab diese kühl zurück, „ich danke dir. Hätte nicht geglaubt, daß du mich noch einmal Schwester nennen würdest, indessen freut es mich, Bruder!“

Sie ging und ließ ihn allein zurück, allein mit seinem habgierigen Herzen.

Von jetzt ab wurde der Verkehr der beiden Geschwister wieder etwas erträglicher. Der Maierbeck ließ seine Seife und die in seinem Haushalt erforderlichen Spezereien bei seiner Schwester holen und nicht mehr in den andern Läden, wie er das bisher getan.

Diese war insoweit erkenntlich, daß sie fürder ihren Brotdarw bei ihm nahm. Weiter aber ging sie nicht. Er mußte jeden Schritt ihrer Annäherung seinerseits mit zehn vorhergehenden erkaufen. Denn die Schwester kannte ihn durch und durch und legte seinen Versöhnungsversuchen kein anderes Motiv als die nackte Habgucht unter.

Von einer wirklichen Versöhnung war bei den beiden keine Rede. In den Herzen beider blieb neben aller äußeren Freundlichkeit ein nicht wegzuräumender Eisklotz zurück, der eine echte geschwisterliche Wärme nicht aufkommen ließ. Sie befanden sich im Stadium des Waffenstillstandes, die Friedenspräliminarien waren noch nicht unterzeichnet.

Diesen Waffenstillstand benutzte die Schwester. Sie ließ die Kinder des Bruders, das Mareili, das Rosele, den Hans und den Schorsch, denen der Vater das Aus- und Eingehen bei der Tante nicht mehr versagte, wieder zu sich kommen und brachte die so lange für sie reservierte Liebe wieder durch viele Wohlthaten zum Ausdruck. Sie hatte diese Kinder immer mit der Liebe einer Mutter umfaßt und es schmerzlich empfunden, als sie auf Gebot ihres Vaters die Tante nicht mehr besuchen durften. Den Kindern war es ebenso leid gewesen. Sie wären zu gern zu ihrer lieben Tante gekommen. Aber sie wagten es nicht, dem strengen Vater zuwiderzuhandeln.

Jetzt holten sie das Versäumte redlich nach. Den ganzen Tag saß eines bei der Tante und es hatte den Anschein, als ob durch die Kinder das Verhältnis der Geschwister sich herzlicher gestalten würde. Da trat ein Ereignis ein, das alle dahin gehenden Hoffnungen zu Schanden machte.

Die Tante bekam einen frischen Gesellen; es war ein schlantgewachsener, schöner Bursche mit hellblonden Haaren, blauen Augen, er war tüchtig und die Liebenswürdigkeit selbst. So konnte es nicht ausbleiben, daß das Herz der noch jungen Witwe Feuer fing. Nach verschiedenen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten gestanden sie sich ihre Liebe und kamen zu der Meinung, daß sie ohne einander nicht mehr leben könnten. Drum taten sie die nötigen Schritte, um im Hafen der Ehe ihr Glück zu finden.

Als der Maierbeck das hörte, brach er sofort alle Beziehungen zum Nachbarhaus wieder ab und bedrohte seine Kinder mit Prügeln, falls sie sich begeben ließen, noch einen Fuß auf die Schwelle der Tante zu setzen. Er wütete und spie Feuer und Flammen, gab der Schwester die schändlichsten Namen und ihrem Bräutigam gar keinen; denn die wüsten Schimpfnamen waren ihm für diesen hergelaufenen Halmstengel noch zu schön.

Der gute Wilhelm, so hieß der Geselle, hatte aber auch Kardinalfehler. Daß er die Schwester des Maierbecks heiraten wollte, die doch dieser zu beerben beabsichtigt hatte, war ein Kriminalverbrechen. Der Fehler aller Fehler an diesem verhaßten Menschen aber war, daß er kein Geld hatte.

Der Maierbeck war reich, Gemeinderat, aber mit all seinem Schimpfen und Wüten konnte er die Hei-

Lahrer Hüntender Bote für 1904.

rat seiner Schwester nicht hintertreiben. Sie nahm ihren lieben Wilhelm und hatte es nie zu bereuen. Denn er war tüchtig, schaute zum Geschäft, führte einen musterhaften Lebenswandel und trug sie völlig auf Händen. Alle Leute bezeugten ihm ihre Achtung, nur der Bäckerchwager gefiel sich in der Kundgebung eines unverföhnlichen Hasses.

Zwei Jahre waren wieder verschwommen im Strome der Zeit. Die Frau Jahn, wie sie jetzt hieß, hatte ihr Brot aus der nahen Stadt bezogen und ihr Bruder seinen Haushaltsbedarf beim Nägelekrämer holen lassen. Aller Verkehr zwischen den Geschwistern hatte völlig aufgehört.

Plötzlich kam, man dachte an nichts Böses, der Feind ins Ort. Die Diphtheritis hielt ihren Einzug und drang in alle Häuser. Die Schulen wurden zwar geschlossen und die Häuser abgesperrt, aber dennoch lagen in jedem Hause fast Kranke. Es war ein allgemeines Elend, die Eltern standen zitternd und bebend an der Lagerstatt ihrer kranken Kinder und nur drei Menschen hielten Ernte: der Doktor, der Apotheker und der Totengräber; ja, der letztere mußte noch zwei Gefellen einstellen, was ihm während seiner ganzen Amtstätigkeit noch nie vorgekommen war. Alle Geschäfte stockten, ein allgemeines Wehklagen erfüllte die Luft.

Auch beim Maierbeck hatte die Krankheit ihren Einzug gehalten. Erst wurde das Rosele krank, dann das Mareili. In zwei Tagen waren beide tot, und der Maierbeck, der bei allem Geiz eben doch auch Vater war, stand geknickt an ihrer Bahre. Die Frau hatte er ruhigen Gemütes sterben sehen. Sie war lange krank gewesen, hatte ihn viel gekostet und war im Leben nicht mehr viel zu gebrauchen. Aber diese jungen Geschöpfe in der Blüte sterben sehen zu müssen, kam ihn doch herb an. Den höchsten Grad aber erreichte sein Schmerz, als acht Tage später auch der Hans, siebzehn Jahr alt, und Schorsch, der Älteste, auf den Kirchhof getragen wurden. In acht Tagen vier Kinder verlieren, das ist ein Wort.

Der Maierbeck war gebrochen und geknickt. Sein Stolz, seine ganze Lebenshoffnung, alles, was ihm lieb und teuer war, lag auf dem Kirchhof im Grab, und er mit seinem so emsig und rücksichtslos zusammengescharrten Mammon war allein noch da.

Dem Maierbeck schmeckte das Essen nicht mehr, sogar den Schinken, den er für sein Leben gern gegessen, ließ er stehen, und das Geld, an dem seine ganze Seele gehangen hatte, ekelte ihn an.

„O meine Kinder, meine Kinder,“ hörte man ihn jammern. „Tot! — tot! — alles tot! Was tue ich noch auf der Welt? Tod, Tyrann, der du mir alles genommen, was mir lieb war, komm und hole mich auch, das Leben ist mir unerträglich. Ich habe es satt!“

„Halt deine dumme Gosh!“ schrie er die Korbmacherleue, die Leichenbitterin, an, als sie ihn mit den üblichen Redensarten, wie: „Faßt Euch, Maierbeck, man weiß ja nicht, für was es gut ist. Euern Kindern ist ja wohl, sie sind im Himmel und gut

versorgt.“ „Halt deine dumme Gosh und schwäs mir kein so einfältig Zeug! Sie sind im Himmel, sagst, und weißt nicht, ob es einen gibt. Sie sind gut versorgt! Ha, welcher Spott, welcher Blödsinn liegt in solchem Troste! Da könnte man gleich das ganze Menschengeschlecht abmurksen, dann wäre allen geholfen und allen wohl. Geh, Lene, du kommst mir zu einfältig vor!“

Andere Gefühle befeelten ihn, als seine Schwester sich lautweinend am Sarge seines Atesten niederwarf und krampfhaft die lastgetränkten Bretter des kleinen Totenhauses erfaßte. Da fühlte er: sein Schmerz war ihr Schmerz. Sie war Fleisch von seinem Fleisch und die einzige, die ihm noch übrig geblieben war von seinen Verwandten. Tief fühlte er das Unrecht, das er ihr angetan. Die scharfen Krallen der Reue zerrissen sein Herz und unter seinem unsagbaren Schmerz wurde er milde und weich.

Er trat an die Schwester, erfaßte zitternd deren Hand und: „Schwester, vergib! Vergib mir meine Hartherzigkeit, vergib um meines Unglücks, um der Kinder willen, die dir ja auch so lieb waren.“ Er weinte laut.

„Schorsch,“ sagte die Schwester, „es ist alles vergeben. Ich fühl's am Druck deiner Hand, am Ton deiner zitternden Stimme, daß dein Herz ein anderes geworden ist. Ich verzeihe dir und umarme dich als meinen totgeglaubten, nun wiedergefundenen Bruder.“ Und sie stand auf, umarmte ihn und drückte einen heißen Kuß auf seine brennenden Lippen.

Nachdem der Schorsch begraben, einige Wochen dahin und die Schmerzen etwas gemildert waren, verkaufte der Maierbeck sein Geschäft und zog hinüber zur Schwester. Er hatte ja für niemand mehr zu sorgen, und was er besaß, war für den Rest seines Lebens hinreichend. Er liebte das Geld nicht mehr um seiner selbst willen, er sah in ihm nur noch das Mittel zum Zweck, und da er solche Mittel genug hatte, fühlte er zum Erwerb weiterer sich weder genädigt noch verpflichtet.

Bei seiner Schwester ging ihm ein neues Leben auf. Er betrachtete neidlos ihr und ihres Mannes Glück und fühlte sich in kurzem wie daheim. Innerlich und äußerlich bat er seinem Schwager das Unrecht, das er ihm unter dem Einfluß seiner Habsucht und seines Vorurteils getan, ab. Er sah ein, daß man den Menschen nicht nach seinem Außern und nicht nach seinem Geldsack taxieren dürfe, wenn man nicht auf Irrwegen wandeln und den Unschuldigen mit dem Schuldigen kränken wolle.

Der Maierbeck, in dessen Herzen früher die Selbstsucht und die verzehrende Liebe zum Mammon gefesselt hatte, ging nun auf in Liebe zu seinen Anverwandten. Ihr Glück war sein Glück, ihr Leid sein Leid, und als er nach einigen Jahren den Knochenmann kommen fühlte, ließ er für sich, für seine liebe Schwester und seinen früher so verhassten Schwager ein Familiengrab bauen.

Als er gestorben war, konnte man jeden Sonntag nachmittags seine Schwester und ihren Mann

auf dem Grabe sehen. In zarter Pietät pflegten sie die darauf blühenden Blumen, und der Hauch ihrer warmen Gefühle mischte sich mit dem Duft der Rosen, Nelken und Bergfameinnicht und stieg als Weihrauch der Liebe hinauf in die Sphäre des Friedens.

Jetzt sind die beiden auch schon gestorben und im Grabe miteinander vereint, der Bruder, die Schwester und der Schwager.

Ja, der Tod und das Grab, sie reden eine deutliche Sprache, sie halten eine Predigt, die Steine erweicht, Felsen sprengt und Herzen rührt. Vor ihnen fliehen der Neid, die Habsucht, der Stolz und nur eines hält: die Liebe. Sie ist das einzige, was im Jenseits etwas gilt, das einzige, was uns hier und dort glücklich macht.



In der Wassermühle.

In hellen Frühlingssonnenchein drehte sich das große Mühlrad; wie blanke Perlen stäubten die Wassertropfen ringsherum, dann fielen sie plätschernd zurück und bedeckten alles weit umher mit weißem Schaum, bis sie im rasch dahin fließenden Gewässer als kleine

Wellen murmelnd davonzogen. Alles glänzte und blühte, die Weiden am Flußrande trugen frischgrüne Blätter und das Schilf bewegte sich flüsternd im Lenzwinde.

Auch auf das stattliche Gehöft, das dem reichen Mühlenbesitzer gehörte, schien die Frühlingssonne; allerhand Geflügel spreizte sich behaglich im warmen Licht, und Tauben saßen gurrend auf dem Dach des schönen Wohnhauses. Alles war zufrieden und wohlgenährt, so manches Körnlein blieb in der Mühle übrig und das Federvieh hatte immer gute Zeit.

Ueber die Brücke, die sich festgefügt über den Fluß zog und das Gehöft mit der Dorfstraße verband, schritt zögernd ein armer Knabe. Er war groß und kräftig, und man sah, daß er die Schule schon verlassen hatte; lang und kahl guckten seine Arme aus der viel zu kurz gewordenen Jacke hervor, die am Ellenbogen einen Flecken von anderem Tuch trug. Es war eine ärmliche Erscheinung, nur der gesunde, starke Körper, das freundliche, hübsche Gesicht stachen von der schlechten Kleidung merklich ab. Immer langsamer wurde der Schritt des Knaben, offenbar verlor er den Mut, als er auf dem schönen Gehöft

sich umblickte, und der große Hund des Müllers mit wütendem Bellen an seiner Kette riß, als wollte er sagen: „Vagabunden gehören nicht hierher!“

In der behaglich eingerichteten Wohnstube saß der reiche Mühlenbesitzer mit seiner Frau am wohlbesetzten Frühstückstisch, als eine Magd eintrat, die dem Hausherrn mitteilte, der arme Heinrich Weber möchte so sehr gern einmal Herrn Korn sprechen.

„Heinrich Weber?“ fragte der Müller, „ist das nicht der Junge, dessen Mutter im Winter im Armenhaus starb, und der Ostern konfirmiert wurde? Die Gemeinde mußte für ihn sorgen, aber jetzt kann er sich selbst etwas verdienen; denn er ist gesund und stark. Er soll herinkommen.“ Herr Korn war zugleich Gemeindevorstand in Sperlingsdorf und das Oberhaupt der ganzen Dorfschaft.

Heinrich trat schüchtern ein, verlegen drehte er seine abgegriffene Mütze in den Händen, er konnte kein Wort hervorbringen, so ehrerbietig sah er zu dem gewichtigen Manne auf. Aber dieser war freundlich. „Nun, Heinrich, du willst dir gewiß Arbeit suchen?“ fragte er.

Der gütige Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, gab dem Burschen wieder Mut. „Ja, Herr Korn,“ sagte er bescheiden, „ich kann und will arbeiten, die Gemeinde soll mich nicht länger ernähren.“

Der Müller nickte. „Recht so! Du sollst Kuhhirte werden und dem alten Schwarz einstweilen helfen; der Mann wird alt und kann die große Herde allein nicht mehr versehen, er klagt über die Brust, und das Laufen wird ihm sauer. So hat die Dorfschaft über dich bestimmt. Du kannst dich sofort bei ihm melden und ihn gleich morgen begleiten, damit du es lernst, mit den Tieren umzugehen.“

Heinrichs hübsches Gesicht wurde dunkelrot. Kuhhirte! — Er trug einen andern, brennenden Wunsch im Herzen. Auf dem Wege, der ihn lockend vorschwebte, konnte er vorwärts streben und ein tüchtiger Mann werden, als Kuhhirte aber blieb er sein Leben hindurch ein armer Schlucker, der nichts erlernte und nichts erwarb. Er suchte nach passenden Worten, in die er seine Bitte kleiden wollte. Herr Korn bemerkte es. „Paßt dir das etwa nicht?“ fragte er scharf. „Ja, mein Junge, studieren lassen können wir dich nicht!“

„Ein so unvernünftiges Verlangen würde mir auch niemals in den Sinn kommen,“ erwiderte Heinrich dem reichen Mann ehrerbietig; „aber Herr Korn,“ und eine flehentliche Bitte sprach dabei aus seinen Augen, „ich möchte so gern, so gern ein Handwerker erlernen. Und,“ fuhr er immer rascher sprechend fort, „ich möchte so brennend gern auch ein Müller werden. Schon als Kind hatte ich keinen anderen Wunsch. Ich bin groß und stark, ich kann tüchtig arbeiten und die Getreidejätte heben; wenn ich den ganzen Tag so langsam hinter der Kuhherde einherziehen soll, so ist das keine Arbeit für einen kräftigen, jungen Menschen. Dabei gewöhnt man sich das Nichtstun an und kommt auf dumme Gedanken. Und ich habe meiner Mutter an ihrem Sterbelager versprochen,

ein ordentlicher, ehrlicher Mensch zu werden. Sie war arm, aber sie war selber ehrlich, und ihr Andenken soll mir gesegnet sein.“ Dem armen Burschen traten die Tränen in die Augen. Die Müllerin nickte.

„Ja, sie war eine brave Frau,“ sagte sie freundlich, „und wenn du so wirst, wie sie, gehst du mit Ehren durch die Welt, auch wenn du arm bleibst, wie sie es war.“

„Sie sagen selbst, daß ich ehrlicher Leute Kind bin,“ fuhr Heinrich hastig und erregt fort. „Versuchen Sie es mit mir, nehmen Sie mich in die Lehre, Herr Korn, lassen Sie mich ein Müller werden! Ich will Ihnen danken, so lange ich lebe, und wenn ich erst Gesell bin und selbst etwas verdiene, werde ich Ihnen das Lehrgeld auf Heller und Pfennig nachzahlen.“

Der Wunsch war gesprochen, der Knabe erschraf fast selbst über seine Kühnheit. Der Müller schüttelte verneinend den Kopf. „Nein,“ sagte er, „das geht doch nicht, du hast ja keinen heißen Rock auf dem Leibe. Ich habe in meinem großen Mühlenanwesen lauter Besitzersöhne zu Gesellen, sie würden nicht mit dir zusammen lernen wollen. Nein, mein Junge, ich glaube wohl, daß du das gern möchtest, und du würdest dich ja auch redlich mühen, aber das schlage dir aus dem Sinn, man muß auch nicht zu hoch hinaus wollen.“

Jeder Blutstropfen war bei diesem harten Bescheid aus dem hübschen Antlitz des Bittenden gewichen. „Ja, dann muß ich Kuhhirte werden!“ sagte er leise, „ich werde mich morgen bei dem alten Schwarz melden, wie die Dorfschaft es bestimmt hat. Nehmen Sie mir meinen Besuch nicht übel, Herr Korn!“

Er ging, die Frau sah ihm mitleidig nach. „Es tut mir eigentlich leid um ihn,“ sagte sie, „er hätte sich gewiß die größte Mühe gegeben.“

„Es geht aber nicht,“ erwiderte der Müller verdrießlich, „meine anderen Leute würden mir ja aus dem Dienst laufen, brächte ich einen solchen Betteljungen unter sie. Will er später durchaus Müller werden, so soll er sich ein kleines bescheidenes Anwesen aussuchen, dort mag ihn vielleicht der Besitzer als Lehrjungen annehmen; in meinem Gehöft ist es unmöglich.“

Heinrich stand auf der Brücke und sah auf das große Rad, das sich so lustig drehte, verstoßen fuhr er mit der Hand über die Augen. War es die Sonne, die ihn so blendete, oder waren es doch die Tränen? Sein Wunsch war zu Wasser geworden, seine Hoffnung schwamm mit den raschen Wellen des Flusses dahin, weiter und weiter, bis sie versank. Er betrachtete seine abgetragene Jacke; Herr Korn hatte recht, die vornehmen Gesellen würden mit ihm nicht zusammen arbeiten wollen; er kannte sie alle und wußte, daß mancher von ihnen des Sonntags in der Schenke die blanken Taler auf den Tisch warf, aber es war doch so schmerzlich, daß er selbst zur Arbeit zu arm war. Indessen es blieb so, was nützte alles Grübeln und Sinnen. Fest preßte er die Lippen zusammen,

und am andern Morgen trieb er mit dem alten Hirten die Herde zur Weide.

Redlich verrichtete er den ihm aufgetragenen Dienst, aber er empfand es täglich mehr, das war keine Arbeit für einen kräftigen, jungen Burſchen. Die Kühe trottetten träge dahin und waren zufrieden, wenn ſie nur der Spiz in Ruhe ließ. Verirrte ſich wirklich einmal eine in ein Saatfeld, ſo holte ſie der wohlgeſchulte Hund von ſelbſt heraus, und Heinrich Weber brauchte ſich nicht aus dem Gras zu erheben, in dem er ſaul dahingestreckt lag. Der alte Schwarz war ein ſehr wortkarger Mann, und ſeit ihn ſein böſer Huſten ſo plagte, ſprach er nur, wenn er durchaus nicht anders konnte. Die Gedanken des Jünglings fanden kein Ziel, keinen Halt, ſie ſchweiften planlos umher, wenn er ſo im Graſe lag und in den blauen Sommerhimmel ſtarke; aus den Gedanken wurden Träume, und dieſe Träume wurden zu einem immer heißeren Wunſch. „Reich werden! reich werden!“ das war die Melodie, die aus dem Geläut der Herde ihm entgegenklang; „reich werden!“ klapperte das große Mühlenrad, und „reich werden!“ ſchrien die Späzen, die ſich auf der Dorfſtraße zankten. Seit der großen Enttäuſchung, die ihm die Verneinung ſeiner demüthigen Bitte gebracht hatte, ſann der Jüngling unaufhörlich auf Mittel und Wege, plötzlich eine große Summe Geldes zu erlangen, und er wußte doch, daß er in ſeinem ärmlichen Beruf dieſes Geld niemals erwerben würde. Er malte es ſich aus, wie er, wenn er reich geworden wäre, dann wieder vor Herrn Korn hintreten und ihn um Aufnahme in dem großen, vornehmen Mühlenwerk bitten würde. Dann ſollte ihm niemand mehr ſeinen ſchönen Anzug vorwerfen, dann würde er ebenſo ſein gekleidet gehen wie der Herr Beſitzer ſelbſt. Aber wie reich werden?!

In ſeiner Kinderzeit hatte Heinrich oftmals in den Spinnſtuben Märchen erzählen hören von ungeheuren Schätzen, die Menſchen in alter Zeit in die Erde vergraben hatten und darüber hinweggeſtorben waren; längſt untergegangene Völker hatten auf ihren Beutezügen Gold und Silber von einem Ort zum andern geſchleppt; wo war das geblieben? Sicherlich doch noch in der Erde. Wer es finden könnte! Und ſo geriet Heinrich in ſeinen unruhigen Phantaſien auf den törichtſten Traum, der ſchon ſo viele Menſchen vor ihm täuſchte und manches Unglück herbeigeführt hat: auf das Schatzgraben.

Am Rande des Weidelandes erhob ſich ein großer, grasbewachener Hügel; es war ein Hünengrab, wie deren mehrere in der Gegend waren. Das Land gehörte einem Bauern, der ſich gar nicht um den alten Hügel kümmerte; einmal hatte ein Gutsbeſitzer auf Wunſch eines ihm befreundeten gelehrten Herrn einen dieſer Hügel aufgraben laſſen. Die ganze Dorſchaft hatte teil an dieſem Ereignis genommen, und auch Heinrich hatte zugeſehen, aber es war nicht viel herausgekommen. Einige alte Steingeräte und etliche Tonkrüge, die ſofort zerfielen, als ſie an die freie Luſt kamen, das war der ganze Inhalt des

großen Hügels geweſen, und es hatte allgemeine Enttäuſchung gegeben. Das wußte Heinrich ſehr wohl, trotzdem ſchaute er immer wieder zu dem uralten Denkmal aus der Heidenzeit hinüber. War in dem einen Hünengrab auch nichts gefunden worden, ſo konnten doch in dem andern Schätze verborgen ſein. Aber das Land gehörte ihm nicht, und der Bauer würde es ihm nimmermehr erlauben, Nachgrabungen anzustellen.

Mißmütig trieb er die Herde heimwärts. Als er ſich dem Dorfe näherte, herrſchte ein ungewohntes Treiben auf der Straße. Zigeuner mit bunten Flecken an den Kleidern, mit weißen Planwagen und kleinen, unanſehnlichen Pferdchen davor, waren gegen Abend angekommen und ſchlugen ihr Lager auf freiem Felde auf. Eine Menge ſchwarzbrauner, zerlumpter kleiner Kinder kroch aus dem Wagen hervor und verteilte ſich im Umſehen im Dorf. Die Weiber zogen bettelnd und wahrſagend von einer Bauernwiſchaft zur andern; die Männer arbeiteten an den Zelten, rauchten und ſchmauzten. Wie ein Blitz durchzuckte es die Gedanken des armen Hirtenknaben: „Zigeuner wiſſen mehr wie andere Menſchen, Zigeuner können wahrſagen und die Zukunft erforſchen, vielleicht können ſie mir prophezeien, wo ich in der Erde einen Schatz finden kann!“

Silends lieferte er die ihm anvertrauten Tiere ihren Beſitzern ab. Kaum nahm er ſich die Zeit, ſeine beſcheidene Abendmahlzeit zu verzehren, dann eilte er in der Dämmerung des lauen Sommerabends wieder zum Dorfe hinaus, dem Zigeunerlager zu. Die Fremden hatten ein Feuer angezündet und einen großen Keffel darübergehängt. Der helle Schein der Flamme beleuchtete die gelben, fremdartigen Geſichter der Zigeunerweiber, die dort ihr Abendeffen bereiteten. Am Rande des Lagers lagen zwei Männer lang hingestreckt auf dem warmen Erdboden; ſie rauchten und ſchienen zu ſchlummern, denn keiner ſprach ein Wort.

Heinrichs Herz klopfte hörbar, langſam und beklommen ſchlich er vorſichtig näher, da trat ſein Fuß auf einen dünnen Aſt, der knackend zerbrach, und mit einem wilden Fluch richtete der eine der Zigeuner ſich empor. „Was willſt du hier, Junge?“ ſchrie er drohend.

Sein Gefährte, der gleichmütig liegen geblieben war, winkte dem Zornigen beſehend mit der Hand, er war der Anführer des Trupps. „Es iſt einer aus dem Dorf,“ ſagte er, „er wird ein Anliegen haben. Vielleicht bringt er uns auch ein Geſchenk!“ wandte er ſich mit kriechender Freundlichkeit an Heinrich ſelbſt.

„Der ſieht mir auch gerade darnach aus!“ meinte der andere Zigeuner ſpöttiſch und maß mit geringſchätzigen Blicken des Knaben ärmliche Kleidung, ſo daß dieſem die Schamröthe in das Antliß trat. Selbſt für die Zigeuner zu ſchlecht! dachte er bei ſich. Dann aber beherrſchte er ſich und ſagte ruhig: „Ein Geſchenk bringe ich nicht, denn ich habe ſelbſt nichts. Aber eine Frage möchte ich an euch richten, und wenn's zu meinem Glücke ausſchlägt, ſollt ihr reichlich belohnt werden.“

„Gib erst den Lohn, dann tu die Frage, mein Jüngelchen,“ schrie ein altes Zigeunerweib mit schriller Stimme und streckte die runzlige braune Hand aus. „Du mußt mir die Hand kreuzweis mit harten Talern belegen!“

Der Knabe wich vor solcher Forderung zurück, aber der Hauptmann scheuchte die Alte fort. „Du scheinst ein Narr zu sein!“ sagte er gelassen. „Was willst du?“

„Ihr Zigeuner wißt mehr als andere Menschen; ihr wißt, was auf dem Meeresgrunde und in der Erde verborgen liegt. Könnt ihr mir helfen, einen Schatz zu finden?“ fragte Heinrich gespannt.

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick erstaunt an, dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. „Einen Schatz?“ riefen sie. „Meinst du, daß wir, wenn wir selber einen verborgenen Schatz wüßten, ihn liegen lassen und so lange warten würden, bis du kämst?! Frage in euren Spinnstuben weiter nach einem Schatz, wir wissen keinen!“ Unwillig wandte Heinrich sich zum Gehen, er sah, daß ihn die Zigeuner nur verspotteten. Da rief ihm der Hauptmann nach: „Ich glaube, in deinem Dorf sind mehr Reichtümer zu finden, als du denkst!“

„Wieso?“ fragte Heinrich und wandte sich zurück, er verstand den Zigeuner nicht.

„Nun, ich denke, euer Mühlenbesitzer, der Herr Korn, ist ein sehr reicher Mann?“ „Was geht das mich an?“ fragte der Jüngling erstaunt. „Ich habe auch gehört, daß Herr Korn sehr reich ist, aber das ist doch dann sein Geld und nicht das meinige.“

Wiederum lachten die Zigeuner laut auf. „Das ist recht, bei diesem Gedanken bleibe nur,“ erwiderte der Hauptmann, „aber wenn du dann ein reicher Mann geworden bist, dann setze uns davon in Kenntnis!“ Der Spott war so offenbar, daß Heinrich erzürnt fortging. Daneben gefielen ihm die Zigeuner gar nicht, das waren keine ehrlichen Menschen, die sich durch Arbeit und erlaubten Handel ihren Lebensunterhalt verschafften. Er bereute es, sie um Rat gefragt zu haben, und nahm sich vor, auf sie zu achten, denn er mißtraute ihnen ganz und gar.

Mehrere Tage blieben die Fremden im Dorf, und schon erhob sich große Klage über sie. Weiber und Kinder stahlen, wo sie konnten, und die Dorfschaft sann auf Mittel und Wege, wie sie die ungebeten Gäste wieder los werden konnten.

An dem Fluß, der die Mühle trieb, stand Schilf und Weidengebüsch; Heinrich Weber hatte seine Berke an den dicken Fellen seiner Herde abgenutzt; er war einer neuen bedürftig, und als er eines Sommerabends die Tiere in die Ställe gebracht hatte, ging er das Flußufer entlang, um sich eine passende Weidenrute auszuwählen. In dem dichten Gebüsch versteckt, stand er nahe bei einem alten Gemäuer, das ursprünglich ein Backofen gewesen war, wie ihn die Leute jener Gegend in ihren Gärten aus Steinen erbauten und mit Rasenstücken belegten; nun war er in sich selbst zusammengestürzt und mit Gesträuch überwuchert, aber die Hinterwand stand noch aufrecht

und bildete eine Art Höhle, in der zwei Menschen bequem Schutz vor Regen und Wind finden konnten. Es war ein versteckter Ort, den nicht einmal die Kinder gern aufsuchten, weil Brennesseln und Steintrümmer ihre Spiele verhinderten. Um so mehr war Heinrich, der den alten Bau wohl kannte, erstaunt, Stimmen von dorthier zu vernehmen. Es waren Männerstimmen, ganz leise, damit nur ja kein Unberufener die Worte verstehen sollte.

Die Neugierde des Knaben wurde rege, leise und vorsichtig schlich er näher und erkannte durch einen Spalt die beiden Zigeuner, die ihn vor kurzem so arg verhöhnt hatten und die sich in dem alten Gemäuer eng aneinander drückten wie zwei Vögel, die in einem Nest sitzen. Durch das Buschwerk hindurch sah man den Fluß, das Mühlrad klapperte geräuschvoll und das stattliche Gehöft des reichen Wassermüllers ragte über die Bäume hinweg.

Voller Gier spähten die Zigeuner nach dem ansehnlichen Hause drüben. „Ich habe mich nun genau überall umgesehen,“ flüsterte der Hauptmann, „und weiß Bescheid. Wir können es heute wagen! Die Nacht ist dunkel, der Mond scheint nicht. Also es bleibt so, wie wir alles abgeschlossen haben. Unser Trupp mit den Wagen, den Weibern und Kindern bricht jetzt auf, das Lager ist schon abgebrochen, die



Voller Gier spähten die Zigeuner nach dem ansehnlichen Hause drüben.

Dorfschaft will uns hier nicht mehr leiden.“ Grimmig lachte der schwarzbärtige Mann auf, er ballte drohend die Hand zur Faust.

„Sprich leiser, Hauptmann,“ warnte sein Gefährte

ängstlich, „es könnte doch jemand in der Nähe sein. Mir war's vorhin, als hörte ich es im Gesträuch rascheln. Uns darf keiner hören.“

Heinrich hielt fast den Atem an. Was hatten die Zigeuner vor? Wußten sie doch einen Schatz, den sie allein und in der Stille heben wollten?

Der Hauptmann fuhr fort: „Das reiche Gesindel dort drüben in der Mühle schwelgt im Fett, während wir auf der Landstraße hungern und frieren. Sie sollen uns etwas abgeben. Es ist alles wohl überlegt und eingerichtet, ich wollte dir nur noch einmal genau Bescheid sagen, was du zu tun hast. Darum wählte ich dieses abgelegene Versteck; auf dem Felde könnte uns ein Hirtenjunge oder ein Ackersmann hören, der hinter einem Baum liegt. Wir ziehen alle am hellen Tage ab, die Dorfkinde geben uns sicher das Geleit und sehen jeden einzelnen von uns, dann kann ja auf uns gar kein Verdacht fallen. Wir beide, du und ich, kommen in der Dunkelheit zurück, und während du auf dem Mühlenhof Wache stehst, drücke ich die Fensterscheiben ein und steige in das Haus. Ich weiß, wo der Müller sein Geldspind hat, denn ich habe absichtlich von ihm für unsere Pferde Futter gekauft und ihn mit einem großen Geldschein bar bezahlt. Er mußte mir wechseln und schloß seine Kasse auf; das Spind ist stark, aber ich habe ein Brecheisen und Dietriche bei mir. Die Hunde auf dem Hof macht ein Zigeuner bald still, solche Mittel kennen wir. Das besorgst du, Andreas; mich würde es zu lange aufhalten, da ich ja doch die Hauptarbeit habe.“

Andreas nickte.

Der Hauptmann fuhr fort: „Ich denke, es soll gehen. Werden wir aber doch gestört, so gebe ich dir das verabredete Zeichen. Dann wirfst du Feuer in die alte Strohscheune am Eingang des Hofes, um meine Flucht zu decken. Das Dach steht sicher in einem Augenblick in Flammen. Bei der Verwirrung kann ich entkommen, sonst würde man mich greifen, und gegen all die starken Müllerknechte kann ich allein mich nicht wehren, es würde mir schlecht ergehen. Hast du nun genau verstanden?“

„Ja,“ sagte Andreas. „Um welche Stunde denkst du?“

„Mitternacht. Später nicht. Die Sommernacht ist gar zu kurz, und wenn die Morgendämmerung anbricht, müssen wir schon über Berg und Tal sein. Nun laß uns gehen und die Weiber bei dem Abzug begleiten.“ Wie eine Schlange wand sich der Zigeuner durch das Gebüsch, sein Gefährte folgte und bald sah man die fremden Gäste mit ihren geringen Habseligkeiten wieder auf der Landstraße dahinziehen, gefolgt von einer Schar lärmender Dorfbuben. Aber bald kehrten die letzteren müde zurück, und die Zigeuner verschwanden in der Ferne wie ein Flug dunkler, unholder Vögel, der aufgeschwehrt seldeinwärts flattert, ohne Heimat und ohne Ziel.

Heinrich Weber stand noch immer am Rande des Buschwerks, die abgeschnittene Weidenrute in der Hand, er glaubte zu träumen. So also erwarben

die Zigeuner ihren Reichtum? Durch Diebstahl und Einbruch, durch gewaltfames Aneignen fremden Eigentums? Dann freilich mochten sie sich sehr über seine ehrliche Art, einen Schatz finden zu wollen, beunruhigt haben.

Nicht einen Augenblick kam dem braven Jungen der Gedanke, sich an dem Müller für die harte Abweisung zu rächen, indem er ihm den tödtlichen Anschlag auf sein Hab und Gut verhehlte. Spornstreichs rannte er vielmehr der Mühle zu und fragte hastig nach Herrn Korn.

„Was willst du schon wieder?“ fragte dieser ziemlich ungnädig, als Heinrich atemlos eintrat.

Der Knabe konnte vor Eifer kaum sprechen; die Müllerin erschrak sichtlich über das, was er berichtete, aber der Hausherr hörte ziemlich ungläubig zu. „Sie haben dir etwas aufgebunden, dummer Junge!“ sagte er endlich. „Sie wußten gar nicht, daß ich ihnen zuhörte,“ antwortete Heinrich bescheiden, aber bestimmt.

„Laß doch die Leute diese Nacht wachen, Fritz,“ bat die Frau ängstlich.

„Die Leute arbeiten sich am Tage müde, und ich kann keine Nachtwachen von ihnen verlangen,“ versetzte der Müller unwirsch. „Ich glaube an die ganze Geschichte nicht! Wie werden denn die Zigeuner hier einbrechen wollen, in dies feste Haus, wo all die starken Müllerknechte sofort geweckt werden können! Das Gesindel wird sich brav hüten, und der Junge will sich nur einen Vorteil verschaffen.“

Das Blut stieg Heinrich Weber bei diesem häßlichen Verdacht heiß in die Schläfen. „Sie tun mir unrecht, Herr Korn, ich will mir nicht den kleinsten Vorteil verschaffen, ich wollte Sie nur vor einem großen Verlust bewahren. Aber tun Sie, was Sie wollen, ich habe Sie gewarnt!“

„Ich glaube ihm,“ erwiderte die Frau, „ich glaube ihm durchaus!“ Sie trat auf Heinrich zu und reichte ihm die Hand. „Mein Mann meint es auch nicht so hart, wie es sich anhört. Wir danken dir, daß du gleich gekommen bist.“

„Nun meinetwegen, dann werde ich die Nacht auf bleiben,“ brummte der Müller ärgerlich, „von meinen Leuten kann ich es nicht verlangen. Kommen die Spitzbuben aber nicht, und ich sehe, daß du mich zum besten gehabt hast, so gerbe ich dich eigenhändig durch, darauf kannst du dich verlassen.“

Wiederum verließ Heinrich die Mühle, zum zweiten Male war er in diesem Hause tief gekränkt und verletzt worden. Dies verbitterte ihn ordentlich, er nahm sich vor, nun auch gar nicht mehr an die Mühle zu denken; mochten die Zigeuner Haus und Hof anstecken, was ging's ihn an? Frühzeitig suchte er sein Lager auf, und selbst der Gedanke an die freundliche Müllerin konnte die Bitterkeit in seinem Herzen nicht zurückdrängen. —

Eben hatte die Turmuhr von Sperlingsdorf die Mitternachtsstunde verklündet, als zwei geschmeidige Gestalten sich auf das Müllergehöft schlichen. Es war sehr dunkel, und einzelne warme Regentropfen

begannen schwer niederzufallen. Der große Hund, der sonst so wütend bellte, sobald ein Fremder den Hof betrat, stieß nur ein leises unterdrücktes Winseln aus, dann wurde er ganz still.

„Also hier bleibst du stehen, Andreas,“ flüsterte der eine der beiden Männer. „Wenn du etwas Verdächtiges bemerkst, pfeiffst du; pfeife ich, so wirfst du Feuer aufs Scheunendach und fliehst!“

Andreas drückte sich schweigend in die ihm angewiesene Ecke, während der Anführer geräuschlos über den Hof an das Wohnhaus schlich und mit einem Brecheisen einen Fensterladen zu bearbeiten begann. Das Holz knackte, und schon gaben die Kiegel nach, als der Fensterladen von innen aufgestoßen wurde und der Müller, eine hellbrennende Laterne emporhaltend, mit lauter Stimme fragte: „Wer ist da?“

Ein wütender Stoß mit einem langen, scharfen Messer war die Antwort des überraschten Diebes; aber der Angegriffene war auf seiner Hut, der Stoß ging fehl und der Zigeuner sah bei dem Schein der Laterne, daß der Hausherr nach einer bereit liegenden Büchse griff. Er setzte ein Pfeifchen an den Mund, ein schriller, weithin vernehmbarer Ton erklang, und der Zigeuner stoh in die Dunkelheit hinein, dann aber krachte ein Schuß, dem ein schmerzlicher Aufschrei folgte. „Ich habe den Dieb getroffen!“ rief Korn und rieb sich frohlockend die Hände, „nun kann er uns nicht entweichen!“ Da aber schoß plötzlich aus dem Scheunendach eine Flammengarbe empor.

„Feuer! Feuer!“ schrie der bestürzte Hausherr, „der Heinrich Weber hat doch ganz und gar recht gehabt; nun, wo der Einbruch vereitelt ist, steckt mir das Gesindel das Dach über dem Kopfe an!“

Gilig fuhren die Müllerknechte aus ihren Betten, aber in der Verwirrung des Brandes konnte niemand daran denken, die Diebe zu verfolgen, die Löscharbeiten nahmen alle Kräfte in Anspruch, und die Zigeuner hatten richtig spekuliert, sie entkamen. Die Scheune brannte trotz aller Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden, bis auf den Grund nieder, und der Müller erlitt einen großen Verlust. Er konnte noch froh sein, daß der stärker und stärker werdende Regen den Brand allmählich erstickte, in einer trockenen Sturmnacht wäre das ganze Gehöft verloren gewesen. Von dem verwundeten Diebe fand sich keine Spur; wie schwer der Hausherr, der sein Eigentum beschützte, den Dieb getroffen haben mochte, erfuhr niemand, die Zigeunerbande ließ sich nicht wieder blicken.

Die Hütte, in der Heinrich Weber mit der Familie des alten Kuhhirten zusammen wohnte, lag ziemlich weit entfernt von der Wassermühle, und den gesunden festen Schlaf des Jünglings unterbrach der nächtliche Feuerlärm nicht. Aber als er am andern Morgen die Herde zusammentrieb, hörte er sofort von dem Brande und sah noch den Rauch von dem qualmenden Trümmerhaufen schwer und schwarz über den Baumwipfeln dahinziehen. Auch von dem vereitelten Einbruch wurde ihm erzählt und daß der Müller auf einen Dieb geschossen und ihn getroffen haben sollte. Heinrich erkannte nun wohl, daß die Zigeuner ver-

sucht hatten, ihren schändlichen Plan auszuführen, und freute sich sehr, daß er den Müller noch rechtzeitig hatte warnen können; freilich hatte Herr Korn seine Warnung verachtet, sie aber doch wenigstens nicht ganz in den Wind geschlagen.

Auf das Feld kam ihm aus der Mühle bald ein Bote nach, Heinrich Weber möge, sobald er zum Dorfe zurückgekehrt sei, zur Wassermühle kommen, der Müller habe ihm etwas zu sagen. Mit unruhigem Herzen machte sich Heinrich am Abend auf den Weg, er hatte sich sauber gewaschen und den Staub von seiner Jacke gebürstet. Aber ach! wie sadencheinig war sie, noch viel schlechter war sie geworden seitdem, als er in ihr zum erstenmal das Haus des reichen Mannes betrat.

Zögernd blieb er an der Stubentür stehen, aber heute eilte ihm der Müller entgegen und reichte ihm beide Hände. „Hätte ich auf dich gehört, mir wäre ein großer Schaden erspart geblieben,“ sagte er bewegt, „in der verbrannten Scheune lag noch eine Menge Korn, das ist nun alles verloren. Aber doch danke ich dir von ganzem Herzen. Die Spitzbuben hätten mich sonst beraubt und vielleicht gar erschlagen. So war ich gewarnt und konnte sie nach Gebühr empfangen. Vergib mir, Heinrich, daß ich dich so hart angelassen habe. Du bist ein braver Mensch.“ Der reiche Mann blickte den armen Knaben freundlich an.

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Herr Korn,“ erwiderte Heinrich bescheiden, „es tut mir nur leid, daß Sie nun doch noch Verlust gehabt haben.“

„Das muß ich nun tragen,“ sagte der Müller und hielt Heinrichs Hand noch immer fest, „aber ich will mein Unrecht gegen dich doch wieder gut machen und dir die Bitte, die ich dir erst abschlug, jetzt herzlich gern erfüllen. Von morgen ab sollst du als Mühlknappe bei mir in die Lehre treten, einen andern Kuhhirten werden wir schon finden.“

„Aber, Herr Korn,“ rief der Jüngling fast erschrocken, „meine Jacke ist jetzt noch schlechter geworden, und ich habe keine andere. Was würden Ihre Gesellen dazu sagen?“

„Ich habe mich heute vor mir selber geschämt, daß ich auf das Kleid eines Menschen sah und nicht auf dessen Herz,“ erwiderte der Müller ernst. In diesem Augenblick trat die Hausfrau in das Zimmer, sie hatte die letzten Worte ihres Mannes gehört und bot Heinrich gleichfalls die Hand. „Es kann nur ein kleiner Teil unseres Dankes gegen dich sein, daß wir dir sofort einen anständigen Anzug verschaffen, in dieser schlechten Jacke sollst du nicht mehr gehen, dann müßten wir uns ja schämen. Mein Mann hat es dir versprochen, daß du gleich bei ihm in die Lehre treten sollst, und wenn du auf dem Wege bleibst, den du bisher gewandelt bist, wirst du ein tüchtiger Müller werden, ein braver, rechter Mann.“ Die gute Frau sah ihn freundlich an. „Den Dorfschneider schicke ich dir heute noch, er soll dir Maß nehmen.“

Mit diesen gütigen Worten war Heinrich entlassen.

Wie er nach Hause kam, wußte er selber nicht. Ihn tanzte alles vor den Augen, und das große Mühlrad klapperte den lustigen Takt dazu. So reich war er belohnt worden! In seinem Herzen hatte er freilich auch gehofft, als der Bote aus der Mühle ihn rief, der reiche Mann werde ihm ein kleines Geldgeschenk machen, um sich ihm erkenntlich zu erweisen. „Vielleicht langt es zu einem neuen Rock!“ dachte er. Und nun kam es so, nun wurden seine kühnsten Träume erfüllt! Er gedachte seiner frommen, alten Mutter, wie würde sie sich gefreut haben, hätte sie sein Glück erlebt! Wiederum nahm er sich vor, immer treu gegen Gott und Menschen zu sein, und wissenlich niemals in ein Unrecht zu willigen, dann konnte er mit Ehren durch die Welt kommen.

Sobald der Dorfschneider den neuen Anzug brachte, der Heinrich wie angegossen saß, meldete dieser sich bei Herrn Korn und kam nun als Lehrbursch in die Mühle. Das war ein lustiges Leben! Alles ringsum pochte und klapperte, alles war voller Bewegung und Tätigkeit, das war ein anderes Arbeitsfeld, als träumerisch mit langsamen Schritten die Herde zu begleiten und faul im Graze zu liegen. Die gewaltige Wasserkraft des Flusses drehte die Räder und hob die ungeheuren Stampfen der Mühle, die dann mit einem Getöse niederstürzten, als wenn sie das ganze Gebäude zerschmettern wollten. Aber das war fest gefügt. Ueberall der liebliche, nahrhafte Mehlgeruch, der den Menschen jeden Augenblick an das erinnert, was uns der Herrgott in seiner Güte reicht, an das tägliche Brot. Die Müllerburschen waren weiß und staubig, sie klopfen einander zum Scherz die Jacken aus und sprangen voller Jugendlust über die Säcke, alle waren sie freundlich mit Heinrich, denn Herr Korn hatte ihnen gesagt, weshalb er den blutarmen, verwaisenen Knaben nunmehr erziehen wollte. Obgleich mancher unter ihnen war, der später von seinem Vater ein großes Besitztum ererbte, so ließ keiner doch den neuen Kameraden seine Armut fühlen, und da Heinrich diese Freundlichkeit mit der größten Dienstwilligkeit und Aufmerksamkeit vergalt, so herrschte Freude und Zufriedenheit durch das ganze große Mühlenwerk. Selbst die feiste Mültermäus sah wohlgefällig aus ihrem Löchlein auf den neuen Ankömmling, der sie nur verjagte, wenn sie zu dreist wurde und der ihr ab und zu ein Weizenkörnlein hinwarf, das sie vernügt in ihre Behausung schleppte.

Wenn die schwer beladenen Bauernfuhrwerke ankamen und das blinkende Gold, das der Landmann den Feldern abgewinnt, in ungezählten Körnern in die großen Trichter rann; wenn das Wehr aufgezogen wurde und die festgestauten Wassermassen mit donnerndem Getöse herabstürzten, um im Flusse weißschäumend zu zerfließen, so war es Heinrich oft, als müsse er laut aufjauchzen vor Wonne. Aber am schönsten war es doch nachts, wenn er die Wache in der Mühle hatte: Mond und Sterne blinkten am Sommerhimmel und spiegelten sich in den klaren Wellen des Flusses, das Wasser trieb mit leisem

Kauschen dahin, und das große Mühlrad pochte in abgemessenen, gleichmäßigen Schlägen wie ein ruhiges, zufriedenes Menschenherz.

Der reiche Mühlenbesitzer hatte einen einzigen Sohn, der seine ganze Freude war. Freilich war Justus Korn ein schwächlicher, hoch aufgeschossener Knabe, der keine Lust zu dem Handwerk seines Vaters bezeugte, aber er war ein kluger, begabter Mensch, der von klein auf hinter den Büchern saß und brennend gern studieren wollte. Der Müller hatte nichts dagegen. „Zum Müllerhandwerk ist er doch zu schwach,“ sagte er zu seiner Frau, „seine Kräfte stecken im Kopf; will er gern lernen, so soll er es auch, in jedem Fach kann er ein brauchbarer Mensch werden.“ So kam Justus Korn auf das Gymnasium und lernte fleißig, nur in den Ferien kam er nach Hause, aber dann war er viel in der Mühle, die schon in der Kinderzeit sein steter Spielplatz gewesen war, und hatte dort für jeden Arbeiter ein freundliches Wort. Alle mochten ihn gern leiden und freuten sich, wenn der junge Herr kam.

Mit Heinrich Weber schloß er bald eine innige Freundschaft. Er bewunderte die große Körperkraft des neuen Müllerburschen, der nur wenige Jahre älter war als er und der doch die schweren Kornsäcke mit seinen starken Armen so leicht wie eine Feder vom Boden emporhob, und er empfand mit seinem scharfen Verstande gar bald, daß dieser Jüngling ein redliches, unverdorbenes Gemüt und ein treues Herz habe. So fühlte er sich zu ihm hingezogen, er suchte ihn oft bei der Arbeit auf und sprach gern mit ihm. Heinrich vergalt diese Zuneigung mit der treuesten Ergebenheit, er wäre für den jungen Herrn durchs Feuer gegangen. Wenn Justus in der Mühle auf einem gefüllten Kornsaß hockte und dem wißbegierigen jungen Freunde allerlei erklärte, so lautete Heinrich fast atemlos, und mit seinem gesunden natürlichen Verstande machte er sich vieles aus dem reichen Schatz der Kenntnisse des andern zu nütze. So wurde der Umgang für beide Teile segensreich, und wenn Justus in den Ferien zu Hause anlangte, so war es sein erstes, daß er seinen Freund Heinrich aufsuchte. „Ich will ein Arzt werden!“ sagte der Sohn des reichen Mühlenbesizers oft. „Ich möchte, so weit ich kann, den Leidenden helfen, Schmerzen lindern und Krankheiten durch treue Sorgfalt verschuchen, das erscheint mir als schönster Beruf auf dieser Erde, auf der es so viel Leid gibt.“

Und dieser schöne Gedanke wurde schon bei dem Knaben zur Tat, er versuchte die Schmerzen zu lindern, wo er nur wußte und konnte.

Als einst das weiße Müllekästlein bei einer Mäusejagd gar zu verwegen über die Balken gesprungen war und mit einem gebrochenen Pfötchen schreiend dem Knaben entgegenhinkte, da schiente Justus das verletzte Glied kunstgerecht ein; er machte ihr ein weiches Lager zurecht und pflegte sie. Seitdem schnurrte sie immer vor Freude, wenn sie Justus erblickte; längst schon hatte sie den Gebrauch ihres Fußes wieder erlangt, aber in dem Herzen des treuen

Dieses erlosch die Dankbarkeit nicht, und die Mäuse, die sie fing, legte sie ihm zu Füßen.

Langsam vergingen die Jahre, Heinrich war ein großer, starker Burich geworden, der nächstens seines Königs Rock tragen sollte und der in der Mühle längst zum Gesellen aufgerückt war; Justus studierte Medizin und war bei dem vielen Lernen ein blasser, schwächlicher Jüngling geblieben. Seine Eltern liebten ihn zärtlich, war er doch ihr einziger und Zeit seines Lebens ein guter, treuer Sohn gewesen, der, trotz seiner größeren Kenntnisse, die Achtung vor Vater und Mutter niemals vergessen hatte.

Die Ferien hatten begonnen, es war Ende August und heiße Zeit. Ergiebig wie selten war die Ernte gewesen und lustig klaperte das Mühlrad, als wüßte es, daß nun eine gute Zeit für den Müller komme. Die Wellen des Flusses schossen, sich übersäugend, dahin, hastig drehten sie das große Rad. „Viel Gewinn“, murmelten sie rauschend, „viel Gewinn, aber auch viel Arbeit!“ Ringsum welch ein Gedeihen und Wachsen!

Manchen Käufer lockte das stattliche Anwesen, denn es war ja überall bekannt, daß Herrn Korn's einziger Sohn und Erbe ein Doktor würde und so die Wassermühle zuletzt in fremde Hände übergehen mußte.

So konnte auch nicht weiter auffallen, was eines Tages sich ereignete: Zwei Herren kamen auf das Gehöft, um es zu besichtigen und sich dem Besitzer als vermögende Käufer vorzustellen. Sie waren vornehm gekleidet, trugen dicke goldene Uhrketten, hatten funkelnde Ringe an den Fingern und traten sehr gewandt auf. Der eine, der von dem andern demütig „Herr Baron“ angeredet wurde, war der eigentliche Käufer. Seinen Gefährten stellte er Herrn Korn mit den herablassenden Worten „mein Verwalter“ vor, und der „Verwalter“ verbeugte sich daraufhin bis auf die Erde. Sie besichtigten alles ganz genau und kamen auch in die Mühle, in der Heinrich Weber gerade beschäftigt war, während der Sohn des Hauses auf einem Kornsaß saß, wie er das gerne tat, und seinem Freunde etwas erzählte. Justus Korn sprang auf, als er die fremden Herren mit seinem Vater daherkommen sah, und begrüßte sie artig; der Herr Baron musterte fast spöttisch seine schmale Gestalt und die schwachen Glieder. Desto eindringlicher blieb sein

Blick auf Heinrich hatten, der ruhig fortarbeitete, trotzdem auch er den Fremden verstohlen musterte. Er kam ihm so sehr bekannt vor, doch konnte er sich gar nicht erinnern, wo er nur dies hübsche weiße Gesicht mit den roten Backen und den glänzenden, schwarzen Augen darin jemals gesehen hatte.

Vom Mühlenwesen verstanden die beiden Herren gar nichts, das war bald genug zu merken, und der alte Werkführer Gottfried sagte halblaut zu Heinrich: „Gnade Gott uns, wenn die hier kaufen, unsere Müllerkate versteht vom Handwerk mehr wie die!“ Aber sie redeten ganz gewaltig klug. Ihre Sprache klang etwas fremdartig. Wir sind aus Oesterreich-Ungarn!“ erklärte der Herr Baron, als Herr Korn ihn einmal verwundert ansah, wie er ein ganz falsches Wort gebrauchte. „Die

norddeutsche Sprache wird uns schwer, wir sagen anders!“ fügte der Verwalter mit einem demütigen Büdcling hinzu. Der fremde Herr war lahm, er stützte sich auf einen Stock, und immer wieder streiften seine Blicke verstohlen Heinrich, aber wenn ihm dieser fest in die Augen sah, wandte er sich ab, dann sagte er einige Worte in einer fremden Sprache zu seinem Diener. Dieser sah gleichfalls auf den Müllerergesellen, und ganz erschrocken flüsterte er: „Wenn er uns wieder erkennt?“

„Ohne Sorge!“ gab der Herr „Baron“ ebenso leise zurück, „wir sind ein paar fremde vornehme Herren; sollte ihm etwas aufdämmern, so verstehen



Zwei Herren kamen auf das Gehöft, um es zu besichtigen.

wir gar nicht, was er meint, wir sind nie hier gewesen. Es ist freilich nicht gut, daß er nach so langer Zeit noch gerade in der Mühle arbeitet. Wenn er Verdacht schöpft, wird er mir mein Vorhaben erschweren. Aber davon lasse ich nun einmal nicht ab!“ Mit einem greulichen Fluch schloß er, aber der Müller und seine Leute verstanden die Sprache nicht, in der die beiden Herren redeten; sie dachten, sie unterhielten sich über die Vorzüge des Besitztums und vielleicht auch über den geforderten Kaufpreis. Sie banden die einzelnen Säcke auf und betrachteten angelegentlich das schöne weiße Mehl, das sie durch die Finger laufen ließen. Eine Fliege setzte sich auf die Wange des Herrn Barons und ärgerlich wollte er sie verjagen. Aber er bedachte nicht, daß seine Hände voll Mehlstaub waren, und die Müllerknechte lachten laut auf, als auf der schönen wohlgepflegten Gesichtshaut die fünf Finger

des Herrn Barons deutlich zu erkennen waren. Da zog er das Taschentuch hervor und rieb den Mehlstaub ab, wie er aber heftig rieb, ging gleich die schöne, weiße Gesichtsfarbe mit ab, so daß ein großer gelber Fleck auf der Wange sichtbar wurde. Leise rief ihn sein Gefährte an, sofort stellte der Herr Baron das Weiben ein, er erschrak sichtlich, und seine Stirn zog sich finster zusammen, er verwünschte seine Unvorsichtigkeit. Doch als Heinrich die eigentliche gelbe Gesichtshaut unter der aufgetragenen Farbe hervorschimmern sah, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: das waren die Zigeuner von damals, die den Einbruch in der Mühle verübt hatten und deren Gespräch er zum Glück belauschte, und der Herr Baron mit dem lahmen Fuß war niemand anders als der Hauptmann, der versucht hatte, ihn über den Müller anzufragen. Sie hatten ihn auch wieder erkannt, darum hatten sie ihn beide so angestarrt. Eine große Unruhe bemächtigte sich des braven Burschen. Warum kehrten die Zigeuner an den Ort zurück, wo sie einst an der Ausführung eines schweren Verbrechens verhindert worden? Was wollten sie hier, noch dazu in Verkleidung?

Heinrich hatte es niemals vergessen, daß der Müller einen der Spitzbuben durch den abgefeuerten Schuß verletzt hatte; war der Herr Baron vielleicht davon lahm? Dann aber kam er nur wieder, um sich bitter zu rächen und den Müller vielleicht noch empfindlicher zu treffen, als er ihn einst getroffen hatte. Sollte er Herrn Korn seine Wahrnehmung mitteilen? Aber würde ihn der Herr nicht auslachen? Er schwankte lange, dann zog er den alten Werkführer Gottfried ins Vertrauen und teilte ihm seine Entdeckung mit.

Dieser erschrak. „Zerst du dich auch nicht, Heinrich? Diese vornehmen Herren sollten das Bettelvolk von damals sein?“

„Nein!“ antwortete der Jüngling fest, „da ist kein Irrtum möglich. Ich erkannte sie beide sofort, als bei dem einen die gelbe Zigeunerhaut zum Vorschein kam; ich habe ja damals längere Zeit mit ihnen gesprochen. Und sie erkannten mich auch, mir fiel es ja auf, wie forschend sie mich immer anguckten.“

„Das habe ich auch gesehen,“ brummte Gottfried, „sie ließen dich ja nicht aus den Augen. Aber, Heinrich, dann sind sie gekommen, um einen großen Schurkenstreich auszuführen, denn an ihren Kauf habe ich von Anfang an nicht geglaubt; wer so wenig vom Müllerhandwerk versteht wie die, der kauft keine Mühle. Dann wollen sie etwas anderes, vielleicht das Gehöft zum zweitenmal anstecken.“

Heinrich saß bekümmert da. „Ich weiß keinen Rat,“ sagte er endlich. „Herr Korn kann ihnen nicht die Tür weisen, denn sie werden es doch nie zugeben, daß sie wirklich die Zigeuner sind.“

„Das würden sie allerdings nicht tun,“ antwortete Gottfried. „Wir können nur beide recht aufpassen; ich in der Mühle und du draußen; Heinrich, wir wollen sie nicht aus den Augen lassen, bis sie wieder fort sind. Wahrscheinlich haben sie sich schon eine Teufelei überlegt, denn daß sie später noch einmal kommen,

ist mir unwahrscheinlich. Herr Korn hat sie zu Mittag eingeladen, wie er es bei vornehmen Fremden immer tut; was sie ausführen wollen, müssen sie darum gleich tun. Wenn wir sie aber immer beobachten, können wir es rechtzeitig verhindern.“

„Es ist gut!“ erwiderte Heinrich. „Also Sie bleiben in der Mühle, Gottfried, und ich werde ihnen draußen auf Schritt und Tritt nachgehen. Es ist mir sehr angstvoll ums Herz.“

Der Jüngling hatte recht, es waren wirklich die beiden Zigeuner, der Hauptmann und Andreas, die als feingekleidete Herren in die Mühle zurückgekehrt waren, um den Besitzer, dem sie in ihrem Herzen blutige Rache geschworen hatten, empfindlich zu schädigen und womöglich ganz zu verderben. Die Gewehrflugel, die der Müller dem fliehenden Einbrecher nachsandte, hatte diesem damals das Bein zerschmettert; nur mit großer Mühe konnte ihn sein Spießgesell in jener Nacht in ein sicheres Versteck schleppen, worauf dann Andreas dem vorausgezogenen Trupp nacheilte und ein Fuhrwerk zurückholte, das den Schwerverletzten unauffällig aus der Gegend fortbrachte. Stundenlang hatte der Vermundete allein im dichten Gebüsch gelegen, voll tödlicher Angst, ob auch sein Kumpan ihn nicht im Stich lassen würde, dann hätte er eines elenden Todes sterben müssen. Und in diesen schrecklichen Stunden wuchsen Haß und Rache in dem finsternen Herzen des gottlosen Mannes riesengroß empor; hatte ihn einst der Müller getroffen und ihm den Fuß zerschmettert, so wollte er ihm das Herz zerbrechen, und seit er sich die Gelegenheit angesehen, wußte er auch, wie. Das Gelingen seines Planes sollte den reichen Mann zum ärmsten, zum unglücklichsten aller Menschen machen.

Eine schöne Weide stand am Rande des rasch fließenden Wassers, ihre herabhängenden Zweige bildeten eine kühle, grüne Laube, und in ihrem Schatten schaukelte sich ein kleines Boot. Hier war es schön und still, nur in der Ferne brauste das Mühlrad, dem der Fluß eilig entgegentrieb, und kleine Wellen umspülten schmeichelnd das leichte Fahrzeug, es in steter, sanfter Bewegung erhaltend. Das war der Lieblingsplatz des jungen Justus Korn. Das Boot war an einen starken Pfahl angekettert, Heinrich hatte einen bequemen Sitz darin gebaut und ein Leinwanddach darüber errichtet, um die Sonnenstrahlen abzuhalten; hier saß Justus gern in den heißen Sommertagen mit einem Buche und las, gewiegt von den schaukelnden Wellen und vor aller Gefahr geschützt durch die starke Eisenkette, die das Boot hielt. Dies hatte der Zigeuner ausgekundschaftet und gleich war sein teuflischer Plan fertig. Schon am Vormittag, ehe Heinrich ihn erkannt hatte, war er unbemerkt in das Weidengebüsch geschlüpft und hatte sich dort längere Zeit zu schaffen gemacht; als nun gegen Abend Justus ein Buch nahm, um sich wieder an sein Lieblingsplätzchen zu setzen, ging der Herr Baron gleichfalls fort, „er wolle sich das Dorf ansehen,“ sagte er, und dann abreisen. Er nahm höflichen Abschied von Herrn Korn, der ihn so freundlich auf-

genommen hatte, und befahl seinem Verwalter, in die Schenke zu gehen und dort seinen Wagen bereit zu halten, damit sie, wenn er wieder käme, fort könnten.

Gehorsam ging Andreas der Schenke zu, während der andere die Dorfstraße entlang schlenderte. Heinrich schlich ihm nach, der Zigeuner bemerkte ihn nicht. Kaum hatte er sich von dem Gehöft des Müllers soweit entfernt, daß er nicht mehr gesehen werden konnte, als er sogleich die Richtung änderte und mit raschen Schritten dem Flußufer zulief. Heinrich hatte Mühe ihm zu folgen, der Zigeuner schlüpfte durch die Weidenzweige und stand plötzlich vor dem Boot, in dem Justus Korn allein und ahnungslos saß, ganz mit seinem Buch beschäftigt. Er sah erst auf, als er so rasch einen Mann sich nähern hörte, und blickte erstaunt und erschrocken in das vor Wut und Haß verzerrte Gesicht des vornehmen Herrn, der soeben erst der Gast seines Vaters gewesen war.

„Ich bin der Zigeuner, dem dein Vater den Fuß zerstoß, als er sich ein wenig von seinem Ueberfluß holen wollte,“ schrie der Fremde mit funkelnden Augen. „Lahm bin ich zeitlebens geblieben; hat mich dein Vater getroffen, so treffe ich ihn heute in dir, und mit Zinsen zahle ich die Schuld zurück!“ Mit diesen haßerfüllten Worten packte er die Eisenkette, an der das Boot befestigt war und die er am Vormittag in aller Stille bis auf ein wenig durchgefellt hatte; unter seinen starken Händen zerbrach der Ring und mit einem kräftigen Fußtritt stieß er das leichte Fahrzeug in die Mitte des Flusses, wo es sofort in die Strömung geriet und unaufhaltsam dem gewaltigen Mühlrad zutrieb.

Die Gefahr war furchtbar, und Justus erkannte sie sogleich. Entsetzt sprang er auf, und seine Hilferufe schallten über das Wasser, der Zigeuner antwortete mit einem Hohngelächter und verschwand im Gebüsch. Aus den Loken des großen Mühlengebäudes starrten angstvolle bleiche Gesichter; wo war denn hier noch Rettung? Der Fluß war zu breit, um vom Ufer aus das Boot mit Stangen aufhalten zu können, und jedes Fahrzeug, das sich ihm entgegenstellen wollte, wäre unfehlbar mit in den Strudel hineingerissen worden. Dem alten Werkführer rannen die Tränen über die welken Wangen. „Er ist verloren!“ sagte er und faltete die Hände; „Gott sei seiner Seele gnädig!“ „Stellt das Werk ab, laßt die Mühle still stehen!“ rief der verzweifelte Vater, „rettet mein Kind!“ In fieberhafter Eile griffen die Gesellen zu, aber es ging nicht so schnell, die ungeheure Wucht der gewaltigen Maschinerie zu hemmen, und rascher und rascher trieb das Boot auf die gefährlichen Schaufeln zu, die mit wilden Schlägen das Wasser peitschten. Da sprang Heinrich, der jetzt am Flußufer angelangt war und mit einem Blick die entsetzliche Gefahr überschaute, ohne Besinnen in das Wasser. Er schwamm vorzüglich und hatte an warmen Sommerfontagen, wenn die Räder still standen, den ganzen Fluß oft genug durchschwommen. Er kannte eine seichte Stelle, an der ihm das Wasser

nur bis an die Brust ging; glückte es ihm, diese vor dem Boot zu erreichen, so konnte er das Fahrzeug noch aufhalten. Es glückte! In dem Augenblick, wo der starke, junge Mann auf der Sandbank festen Fuß faßte, schoß das Bot heran, mit Ausbietung aller seiner Kräfte schleuderte Heinrich den leichten Nachen seitwärts, daß er an das Ufer flog und sich dort im Weidengebüsch versing. Justus stürzte, von dem gewaltigen Stoß erschüttert, der Länge nach ins Bot, aber er war gerettet, und als er sich wieder aufrichtete, schloß ihn sein Vater, weinend und lachend zugleich, in die Arme.

Durch die gewaltige Kraftanstrengung aber hatte Heinrich Weber das Gleichgewicht verloren, er stürzte



„Rettet mir mein Kind!“ rief der verzweifelte Vater.

rücklings in den Fluß, und ehe er wieder auftauchen und seine Glieder gebrauchen konnte, hatte nunmehr ihn die Strömung erfaßt und trieb ihn der Mühle zu. Freilich drehte sich das große Rad schon viel langsamer, das Werk war im Stillstehen. Heinrich war betäubt, er sah wohl das starke Seil, das ihm die Müllergesellen mit lautem Geschrei entgegenwarfen, um ihn daran emporzuziehen, aber ehe er es erfassen konnte, geriet er ganz dicht an das große Rad, das noch eine letzte Umdrehung machte und dann still stand. Ein Schmerzensruf entrang sich seinen Lippen, und als ihn die Kameraden bestürzt und eilig emporzogen, hing sein linker Arm schlaff herab, die eine Schaufel des großen Rades hatte ihn getroffen und den Knochen wie einen Halm zerknickt. Hätte das Rad in voller Bewegung ihn erfaßt, so wäre er in Stücke zermalmt worden.

Mit einem unaussprechlichen Dankgefühl, zugleich

aber auch mit aufrichtiger Betrübniß ergriff der reiche Mann die Hand des braven Burschen. „Wie soll ich das je wieder gut machen, Heinrich?“ sagte er erschüttert, „wie tief stehe ich in deiner Schuld! Erst rettetest du mir mein Besitztum vor Dieben und Räubern, dann rettetest du mir das einzige Kind, ohne das mir mein Leben wertlos geworden wäre, und opferst deine gesunden, starken Glieder, um mir mein höchstes Kleinod zu erhalten! Komm an mein Herz, ich werde es dir nie, nie vergessen!“ Schluchzend schloß Herr Korn den Jüngling in die Arme, und Justus, tief betrübt, daß sein Lebensretter nun doch noch so schwer verletzt ward, faßte die gesunde Hand des Freundes und stammelte: „Mein Bruder!“

„Du hast recht,“ sagte Herr Korn, „er soll fortan dein Bruder sein. Mein Haus ist dein Haus, Heinrich, denn ohne dich hätte ich keinen Sohn mehr.“ Sofort wurde zum Arzt geschickt, und Heinrich erhielt die sorgfältigste Pflege, bis die Jugendkraft die schwere Verletzung wieder überwand. Freilich des Königs Noth, auf den sich der Jüngling schon so sehr gefreut hatte, konnte er, des schwachen Armes wegen, niemals tragen. Aber Herr Korn berichtete die heldenmüthige That den Behörden, und Heinrich Weber erhielt die Rettungsmedaille am Bande, ein Ehrenzeichen, das wie kein anderes ehrt.

Er blieb in der Mühle, in der er fortan als Sohn behandelt wurde. Als Herr Korn alt war und gern in die Stadt ziehen wollte, in der Justus als ein angesehenener tüchtiger Arzt lebte, übernahm Heinrich Weber als Pächter das ganze große Besitztum unter so günstigen Bedingungen, wie sie sonst nur dem eigenen Kinde gestellt werden.

Die Zigeuner waren wiederum spurlos verschwunden, der Verbrecher war gleich nach Ausführung seines Mordanschlages, ehe dieser im Dorf rufbar geworden war, in den schon bereit stehenden Wagen gestiegen, den sein Gefährte kutschte, und beide waren zum Dorf hinausgejagt. Es war offenbar so verabredet. Nun ließen sie sich niemals wieder sehen, und ob sie je die Vereitelung ihres teuflischen Planes erfahren haben, wußte niemand. Sie wurden vergessen, nur Heinrich dachte noch öfters an sie, sie waren beide Male doch die Werkzeuge zu seinem Glück gewesen, und wenn er das bedachte, milderte es seinen Zorn, den er gerechterweise gegen die Verbrecher empfand.

Als Herr Korn in hohem Alter glücklich und zufrieden starb, einigte Heinrich sich mit Justus, der ihn wie einen Bruder liebte, und übernahm die Mühle käuflich, da der Doktor keinen Wert auf das väterliche Besitztum weiter legte. Der junge Mann hatte längst eine brave Frau gefunden, die seinem großen Hauswesen in Ehren und Tüchtigkeit vorstand, und jedesmal herrschte große Freude in der Wassermühle, wenn Justus Korn die alte Heimat besuchte und im Sommer wochenlang der Gast seines Freundes war.

Wenn Heinrich Weber, der wohlhabende, geachtete Mühlenbesitzer, über die Brücke schritt, die sein Eigen-

tum mit der Dorfstraße verband, dann dachte er oft an jene Stunde, in der er als armer Knabe in schlechten Kleidern auf dieser selben Stelle gestanden und davon geträumt hatte, einst hier Gesell werden zu dürfen. Das Ziel schien anfangs unerschwingbar, und nun? Fröhlicher Mut hilft durch, und Redlichkeit und Gottvertrauen machen den Lebensweg leicht und eben, und erschiene er auch noch so dornenvoll.



Socken oder Tappen.

Militärhumoreske von Maximilian Schmidt.

er neue Brigadekommandeur war zur ökonomischen Musterung des Regiments angefangen. Neue

Besen kehren gut, und zudem ging dem General der Ruf von seltener Strenge voraus, der es in allem, selbst dem kleinsten, peinlich genau nehme. Die Kompaniechefs unterzogen deshalb mit ihren Gehilfen, den Kammerunteroffizieren, sämtliche Bestände der Kammer einer genauen Revision; die Monturen wurden gesonnt, geklopft und gebürstet; die Kompanieschneider hatten vollauf zu tun mit Reparaturen, Aufnähen von schönen roten Kragen und Aufschlägen; die Beinkleider wurden sorgfältig ausgebessert und auf den Glanz hergerichtet. Nicht ohne bedeutende Inanspruchnahme der Kompaniekasse ward endlich nach vielem Schweißvergießen, Fluchen und Poltern alles zur Zufriedenheit geordnet; doch sahen trotzdem die Herren dem kommenden Ereignis mit einem gewissen Unbehagen entgegen. Nur der Kompaniechef der zwölften Kompanie, Hauptmann Werner, plagte sich nicht halb so viel wie seine Kameraden und bewahrte seine volle Ruhe. Er war erst vor kurzem von einer Abteilung hierher versetzt worden, bei welcher seiner Zeit der General als Hauptmann gedient hatte und bei dessen Kompanie Werner seine Offizierskarriere begann.

Jener war ein ausgezeichnete Kompaniechef gewesen, der seine Leute in- und auswendig kannte, und dessen besondere Obforgen die innere Bekleidung des Mannes, die Wäsche, war. Namentlich hielt er strenge auf eine gute Fußbekleidung; das war sozusagen sein „Steckenpferd“. Dann erinnerte sich Werner auch lebhaft der Ratschläge seines ehemaligen Hauptmanns, der seinen Offizieren vor jeder In-

spektion einschärft, immer resolut die Fragen des Generals zu beantworten, nie eine Frage unbeantwortet zu lassen, selbst wenn die Antwort nicht ganz richtig wäre. Dabei verlangte er von einem schneidigen Offizier, daß er sich selbst in der schwierigsten Lage schnell zurechtfinde und sich zu helfen wisse.

Hauptmann Werner hätte gerne seine Kenntnisse über die Eigenheiten des Generals den Kameraden mitgeteilt, da aber diese sich ein Vergnügen daraus zu machen schienen, ihm recht bange zu machen, so behielt er seine Weisheit für sich, lachte hinwieder über die Unruhe der andern und ließ sich sogar in eine Wette ein, daß seine Kompanie vor allen andern am besten bestehen würde. Ein Korb Rheinwein war der Preis.

Der Brigadefeldwebel war an dem bestimmten Abend mit seinem Gefolge in der Garnison eingetroffen und im ersten Gasthose der Stadt abgestiegen. Sämtliche Offiziere fanden sich zur abendlichen Reunion ein und wurden von dem General aufs freundlichste begrüßt. Diese Freundlichkeit täuschte jedoch die unbehagliche Stimmung für die morgige Musterung nicht hinweg.

Am folgenden Tage war das Regiment, wie befohlen, in Parade ausgerückt. Schon beim allgemeinen Überblick stand es musterhaft da. Die einzelnen Kompanien wurden auf das genaueste durch-

da es doch zu viel verlangt schien, zu wissen, was jeder einzelne Mann für eine Fußbekleidung trage.

Bei der zwölften Kompanie angelangt, wurde auch Hauptmann Werner in gleicher Weise befragt. Seine Antwort lautete: „Zu Befehl, Herr General; teils Socken, teils Fußflappen.“

Bei dem nächsten Mann angelangt, fragte nun der General sogleich: „Welche Fußbekleidung trägt dieser Mann?“

„Zu Befehl, Fußflappen, Herr General!“ antwortete der Hauptmann.

„Ziehen Sie Ihren Stiefel aus!“ befahl der General dem Soldaten, und siehe da, es war, wie der Hauptmann gesagt.

So wurden noch an zwanzig Mann befragt, vom Hauptmann „Fußflappen“ oder „Socken“ zur Antwort gegeben und beim Ausziehen der Stiefel die Fußbekleidung übereinstimmend mit der gegebenen Antwort befunden.

Der General war sichtlich aufs angenehmste berührt und nickte dem Hauptmann, bevor er die Kompanie verließ, freundlich zu. Nach beendeter Inspektion sprach er seine Zufriedenheit im allgemeinen aus und spendete namentlich dem Hauptmann Werner das größte Lob. Er stellte ihn gleichsam als Muster eines sorgsamsten Kompaniechefs hin.

Nachdem sich der General mit den Stabsoffizieren entfernt, stürzten die Kompaniechefs über ihren Kameraden Werner her und bestürmten ihn mit Fragen, wie es ihm denn möglich gewesen, über jeden Mann so genaue Auskunft geben zu können, was ihnen geradezu rätselhaft erschien. Es müsse, meinten sie, nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.

„Die Hererei war nicht sehr groß,“ entgegnete lachend der Gefragte, aber „es bleibt mein Geheimnis.“

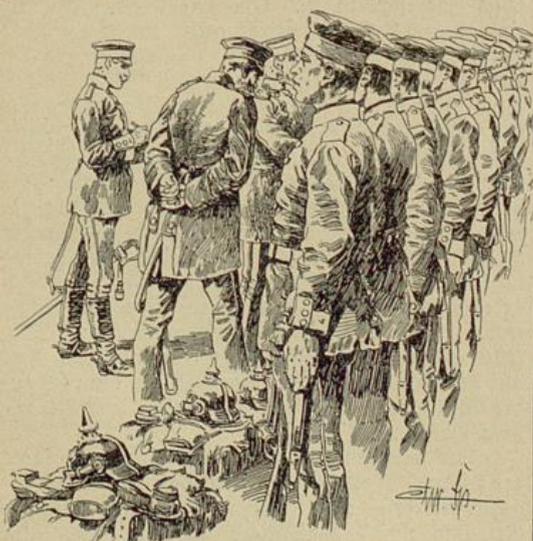
Die von Werner gewonnenen Flaschen Rheinwein wurden gemeinsam in fröhlicher Laune von den Kameraden bis auf die Nagelprobe geleert.

Einigen wenigen plauschte indessen Werner, freilich in streng vertraulicher Weise, doch sein Geheimnis aus.

„Der Herr General,“ sagte er, „war früher mein Kompaniechef und daher kenne ich seine Eigenheiten. So habe ich befohlen, daß während der Musterungszeit jeder Mann an einem Fuße Socken, an dem andern Fußflappen zu tragen habe. Je nach meiner Antwort auf die Frage des Generals entledigte sich der Mann des Stiefels an dem Fuße, an welchem er die betreffende Fußbekleidung trug. So klappte alles wunderbar. Dabei habe ich nicht gelogen, als ich dem General antwortete, die Mannschaft trage teils Socken, teils Fußflappen.“

Dieser Enthüllung folgte allgemeine Verblüffung und helles Gelächter, aber auch wohlgemeinte Rat schläge, derartigen Hokusfokus nicht wieder auszuführen. Selbstverständlich wurde das strengste Stillschweigen darüber gelobt und beobachtet.

Aber nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt doch an die Sonnen.



„Welche Fußbekleidung trägt dieser Mann?“

gesehen. Die Herren Kompaniechefs konnten auch die an sie gestellten Fragen zur Zufriedenheit beantworten, bis auf eine Frage, auf welche der General gerade das Hauptgewicht legte. Er wollte nämlich wissen, ob die Herren Kompaniechefs auch bei jedem einzelnen Mann angeben konnten, ob er mit guter Fußbekleidung, mit Socken oder Fußflappen versehen sei.

Bei den elf besichtigten Kompanien konnte diese Frage nicht zur Zufriedenheit beantwortet werden,

So streng vertraulich diese Angelegenheit auch von den Offizieren behandelt wurde, auf irgend eine Weise schien der General doch Wind davon bekommen zu haben.

Man sagt, es gibt Ahnungen, und Hauptmann Werner war glücklicherweise so abergläubisch, diesen Ahnungen nachzugeben, deshalb sorgte er bei der nächsten Musterung vor. Diese begann der General dieses Mal auffallenderweise am linken Flügel bei Hauptmann Werners Kompanie. Sie stand wieder stramm und in jeder Beziehung tadellos da. Nachdem der General die Gliederfronten abgeschritten, fragte er: „Wie steht es mit der Fußbekleidung?“

„Die Leute tragen durchgehends Socken,“ antwortete der Hauptmann.

„An beiden Füßen?“ fragte ihn der General mit durchdringendem Blick.

Dieser Blick und diese Frage überraschten Werner, obgleich er seine Ahnung bestätigt fand. Er stützte einen Moment, vor seinen Augen schwebten in buntem Durcheinander: Arrest, blauer Brief, Avancementschluß; doch sagte er sich rasch wieder und erwiderte: „Ich habe die Leute sich daran gewöhnen lassen, nunmehr auf beiden Füßen sich gleichmäßig mit Socken zu versehen.“

„Lassen Sie das ganze zweite Glied die Stiefel ausziehen,“ befahl der General. „Wohlverstanden, beide Stiefel!“

Es geschah und siehe da — alles trug Socken, nagelneue, tadellose Socken an den beiden Füßen.

„Das war im vorigen Jahre anders!“ sagte der General, nachdem er den Hauptmann eine Weile angeblickt.

„Zu Befehl, Herr General!“ erwiderte rasch der Offizier. „Voriges Jahr hatten die Leute nur zur Hälfte Socken; ich ließ sie aber an eine gleichmäßige gute Fußbekleidung sich gewöhnen, denn damit beginnt das ABC eines kriegstauglichen Infanteristen, wie mir das schon als angehender Leutnant mein einstiger Kompaniechef eingepflichtet hat.“

Der General nahm jetzt den Hauptmann beiseite und sagte leise zu ihm: „Hat Ihnen jener Kompaniechef auch eingepflichtet, gelegentlich perlite perlote zu spielen?“

„Nein, Herr General, das nicht; wohl aber, daß man sich jederzeit zu helfen wissen müsse, dann kommt man vorwärts —“

„Oder auch in Arrest,“ warf der General ein.

„Davon sagte mein damaliger Kompaniechef nichts!“ entgegnete der Hauptmann.

„Nun, hat er's vorwärts gebracht mit seiner Weisheit?“

„Natürlich; er ist jetzt General und — ich habe in diesem Augenblick die Ehre, höchstseine Befehle zu empfangen.“

„Wie? Ich wäre —? Das ist gut! Sie — mein ehemaliger Leutnant — Werner? Wichtig, jetzt erkenne ich Sie wieder! Freut mich, Sie wiederzusehen, aber das schließt nicht aus, daß —“

„Aha! Jetzt explodiert's!“ dachte der Haupt-

mann, — aber es kam anders. Der General musterte ihn vom Kopf bis zum Fuße nicht ohne Wohlgefallen und sagte dann kurz: „Treten Sie ein, — es ist gut!“

Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle.

Das alte Zuchthaus entsprach nicht mehr den Forderungen der Neuzeit und ebensowenig der sich leider stetig steigenden Zahl seiner unfeiwiligen Gäste. Es mußte nun ein neues erstellt werden, und die Ausarbeitung des Planes war einem tüchtigen Baumeister übertragen worden.

Dieser Baumeister war in seiner Art ein recht bissiger Mann, der dem Bettler das Stück Brot, dem Armen das Wenige und dem Reichen das Viele mißgönnte und es daher auch nicht verwinden konnte, daß die Gefangenen es nicht schlechter haben und vor allem so „schöne“ Zellen bekommen sollten. Das Geld für den Bau hätte er zwar gern eingesteckt. Aber daß er dafür Mördern, Räubern, Dieben und Meineidigen eine menschenwürdige Wohnung bauen sollte, das wurmte ihn, und er verkehrte es nicht, sagte im Gegenteil frei heraus, daß er mit einer solchen „Humanitätsbuselei“, die den Verbrechern noch ein angenehmes Heim, als Tausende von Arbeitern es hätten, zu erstellen sich anjohide, keineswegs einverstanden sei. Ein Verbrecher gehöre in ein finsternes Loch, auf Stroh gelegt bei Wasser und Brot, damit er die Strafe auch empfinde und die Lust zu weiteren Taten ihm vergehe. Und als der Herr Pfarrer und andere Herren ihm erwiderten, daß ein solches Verfahren sowohl gegen die Lehren des Christentums als auch gegen das rein menschliche Empfinden, das auch noch im größten Verbrecher einen Menschen sehe, verstoße, und daß die Erfahrung gelehrt habe, daß man mit allzugroßer Härte und Strenge absolut nichts richte, daß gerade in jener Zeit, wo Schwerk, Galgen und Rad gearbeitet hätten, die schrecklichsten Verbrechen verübt worden seien, da erwiderte der Baumeister: „So sollte es heute noch sein. Wer mordet, gehört ohne viel Federlesens aufs Rad, der Dieb an den Galgen, der Sittlichkeitsverbrecher ins Wasser und die andern Lumpen ins Feuer.“

„Aber bedenken Sie doch, Herr Brunner,“ sagte der Pfarrer, „bedenken Sie doch, daß gar viele Verbrechen die Folge einer schlechten Erziehung, widriger Verhältnisse und ungünstiger Umstände sind. Bedenken Sie, daß mancher Mensch unverschuldet von Kindesbeinen an mit Not und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hat und oft von verständnislosen Menschen zum Verbrechen förmlich getrieben wird, und Sie werden gewiß Ihr Urteil mildern müssen. Ich bin seit zwanzig Jahren Anstaltsgeistlicher und habe also reiche Erfahrungen gesammelt, und infolgedessen kann ich Ihnen sagen, daß ich unter den verstockten, teils erblich belasteten, teils leichtsinnigen Gewohnheitsverbrechern auch solche fand, die vermöge ihrer Anlagen bei nur einigermaßen

erträglichem Verhältnissen wahre Zierden der menschlichen Gesellschaft hätten werden können, und die auf den rechten Weg zurückzuführen ein ebenso großes Verdienst wie eine Pflicht für uns ist. Wir sind ja alle sündige Menschen, und lassen wir uns schwere Verbrechen nicht zu schulden kommen, dann begehen wir um so mehr kleinere, die mit der Zeit auch ein ganz bedeutendes Schuldeonto ergeben. Also nicht gar zu streng, Herr Brunner, wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle," schloß der Pfarrer.

"Was ein rechter Mensch ist," erwiderte der Baumeister, "fällt niemals, wenigstens nicht ins Zuchthaus. Die dahin kommen, sind meiner Meinung nach, und die lasse ich mir nicht nehmen, Tagelöhne, Lumpen und Strolche, und Mitleid hab' ich für solche keines übrig."

So sagte Herr Brunner, führte aber nichtsdestoweniger den Zuchthausbau sehr hübsch, zweckmäßig und zu jedermanns Zufriedenheit aus, weil er eben mußte. Aber hundertmal des Tages konnte man ihn sein Bedauern über die große Aufwendung, die man zugunsten der Zuchthäusler mache, aussprechen hören.

Es begab sich aber und geschah, daß dieser Baumeister infolge unglücklicher Spekulationen in seinem Vermögen so weit zurückkam, daß alles, was er bisher sein eigen genannt hatte, in Sant kam. Seine Frau zwar hatte noch ein bedeutendes Vermögen, und ein einziger Federstrich ihrerseits hätte genügt, um das Gerichtsverfahren rückgängig zu machen. Zu diesem Federstriche aber war sie weder in gutem noch in bösem zu bewegen.

"Ich tu's nicht," sagte sie auf alles Zureden ihres Mannes. "Wenn meine Sache auch verloren geht, was bei deinen waghalsigen Unternehmungen gar leicht geschehen könnte, sind wir Bettler und können an fremden Türen unser Brot suchen. Dazu aber habe ich keine Lust, und auch meine Kinder sollen nicht fühlen, was Not ist. Ich tu's nicht, du kannst reden, was du willst."

So nahm denn das Verfahren seinen Lauf. Das Haus, der Garten, die Baugeräte, alles kam unter den Hammer, und der Baumeister zitterte vor Erregung, wenn er seine Habe nun um ein Spottgeld losgeschlagen sehen mußte. Als aber gar ein Kran, für welchen er einst zwölfhundert Mark bezahlt hatte, um die niedrige Summe von hundertundvierzig Mark versteigert wurde, war er seiner nicht mehr mächtig. Er stürzte hinauf in sein Zimmer, nahm den geladenen Revolver aus dem Schreibtisch, ging in das Zimmer, wo seine Frau war, und schrie: "Diese Steigerung kann ich nimmer mit ansehen. Alles geht um einen Spottpreis fort. Jetzt sag: willst du unterschreiben, willst du mich retten oder nicht?"

"Ich darf nicht und ich kann nicht," erwiderte die Frau. "Das Wagnis ist zu groß und unsere ganze Existenz steht auf dem Spiel."

Der Mann schäumte vor Wut, und seiner selbst nicht mehr mächtig, erhob er den Revolver und gab unter den Worten: "So nimm das, dann hast du

eine Existenz," zwei Schüsse auf die Frau ab, die so gut trafen, daß sie sofort entseelt zu Boden fiel.

Jetzt übermannte den Baumeister die Verzweiflung, er stürzte an der Leiche der Gemordeten auf die Knie, er bat in beweglichsten Worten um Vergebung,



"So nimm das, dann hast du eine Existenz."

aber die Lippen der Frau bewegten sich nicht mehr. Er wollte sich selbst erschießen und fand nicht den nötigen Mut dazu. Aber das Zuchthaus, das er für die Gefangenen so widerwillig aufgeführt hatte, wurde auf viele Jahre seine Wohnung.

Katechismus für Arbeiter.

Wer lange arbeitet, lebt lange. Freue dich, daß du arbeiten kannst; denn so lange dir der Himmel diese Gnade gewährt, bist du gesund, und Gesundheit ist das kostbarste Gut auf Erden.

Je mehr du arbeitest, desto mehr kannst du essen. Je mehr du aber trinkst, desto weniger wirst du arbeiten. Der erste Arbeiter war der liebe Gott; er hat sechs Tage nacheinander gearbeitet und am siebten geruht. Von einem blauen Montag war damals keine Rede.

Sei stolz darauf, daß du im Schweiß deines Angesichtes dein Brot erwirbst, denn jene, die im Wohlleben ihre Tage vollbringen, entbehren oft, was du besitzest — den Frieden im Herzen.

So lange du Achtung gibst, bist du auch berechtigt, Achtung zu fordern. Du bist so gut ein Bürger im Staate als der, für den du arbeitest, du hast die Kraft und er das Geld. Wenn Arbeit und Kapital sich freundlich verbinden, dann muß dem allgemeinen Wohle Segen ersprießen.

Wenn ein Mensch arbeiten kann und nicht will, so steht es schlimm um ihn. Wenn ein Mensch arbeiten möchte und keine Arbeit findet, so steht es schlimm um das Gewerbe. Wenn aber ein Mensch arbeitet und nicht so viel verdient, als er zur Fristung des Lebens bedarf, dann steht es schlimm um das ganze Land.